Grimm
P.o.germ.
520 ud

<36601876850016

<36601876850016

Bayer. Staatsbibliothek

(1839)

Kindermährchen

von

Albert Ludwig Grimm.

Dritte vermehrte Auflage.

Mit Bildern von Fr. v. Pocci.

Frankfurt a. M.

Bei Heinr. Ludwig Brönner.

423. D

[1844]

7

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

An Eltern und Erzieher.

Zur ersten Auflage.

Ich übergebe Euch hier eine Jugendschrift mit dem Wunsche, daß sie Euch willkommen seyn möge. Gleichwohl geschieht es mit einiger Verzagtheit, gleich dem Wanderer, der sicher nicht mit zuversichtlicher Ruhe einen Weg gehet, auf dem er so viele irre gegangen weiß, die vor ihm diese Straße gewandelt. Möge ich wenigstens von der richtigen Straße nicht zu ferne

seyn, wie die Meisten, die sich mit Jugendschriftstellerei befassen.

Was man gewöhnlich gegen Kindermährchen sagt und sagen kann — ich weiß es schon. Aber dennoch steht meine Ueberzeugung fest, daß die Jugend Mährchen haben muß. Mährchen-Poesie ist, möchte ich sagen, die Poesie der Kindheit, des poetischen Lebensalters. Das Interesse, das Kinder daran nehmen, ist Beweis dafür. Und ich möchte behaupten, daß ein Mährchen von dem Aschenpittchen, dem Lebkuchenhäuschen, dem Schneewittchen u. d. gl. eben so gut (wo nicht besser) in eine gute Erziehung eingreifet, als die hundert und aber hundert geglätteten Erzählungen von dem eiteln Julchen, dem wilden Lorchen, dem leichtsinnigen Karl, dem gutherzigen

Lottchen, und wie sie sonst betitelt seyn mögen.

Darum übergebe ich Euch Mährchen; und übergebe sie Euch, weil ich sie lieber in Euern, als der Kinder, Händen wüßte; weil ich wünschte, daß Ihr in den Abendstunden — (nur für den Abend ist das Mährchen) — das Vorlesen übernähmet. In dem häuslichen Kreise unsers verdienstvollen deutschen Pädagogen, des Hrn. Kirchenraths Schwarz, wo auch das Mährchen nicht unter die Contrebande in der Erziehung gerechnet ist, wird es so behandelt, und dort überzeugte ich mich von dem Vortheile, den diese Behandlungsart gewährt.

Besonders Euch seyen diese Blätter geweiht, Ihr Mütter! besonders dir, glückliche Mutter acht blühender Kinder, die du in mütterlicher

Brust noch rein bewahrest ein Herz aus den Tagen der goldenen Kindheit. Mögen sie dir, mögen sie jeder Mutter, die sie benutzt, eine stillerfreuliche Abendunterhaltung für die Kinder gewähren.

Ob ich den rechten Ton getroffen habe? — Ich wünsche es, ich hoffe es. Ich nahm wenigstens kein Stück auf, das nicht vorher die Probe bestanden, das ich nicht mehrmals in einem zahlreichen Kinderkreise erzählt, oder vorgelesen, und das den Kindern nicht gefallen hätte. Ein einziges nehme ich davon aus. — Mögen die Kunstrichter meine Fehler und Irrungen mit freundlicher Zurechtweisung andeuten, — mit Danke werde ich sie erkennen, und bei einem vielleicht folgenden Bändchen benutzen.

Das Mährchen vom Schneewittchen ist nach einem unter mancherlei starken Abweichungen bekannten Volksmährchen dieses Namens, aber nach eigener Umformung bearbeitet. So auch das zweite „Hanns Dudeldee." Die Fabeln „von treuer Freundschaft," „der zornige Löwe," und einige des Anhangs „Nr. VII. kleinere Mährchen, Fabeln und Parabeln" sind nach Pilpai's oder Bidpai's (Bilbaos, wie es in der von mir benutzten Ausgabe einer Uebersetzung wenn ich nicht irre, von 1538, heißt,) Unterweisung der alten weisen Meister. Die drei Königssöhne" sind durch eine Erinnerung an ein ähnliches Volksmährchen veranlaßt; „die drei Königstöchter oder der Stein Opal" und die Mährchen und Parabeln des Anhangs gehören mir ganz an.

So nehmet sie denn hin, diese Blätter, meiner Muse Frucht, meiner Muse Schooßkind, und nochmals: mögen sie Euch willkommen seyn.

Zur zweiten Auflage.

Die freundliche Aufnahme, welche der ersten Auflage bei allen ihren Mängeln zu Theile geworden ist, machte indessen der Verlagshandlung diese zweite Ausgabe nothwendig. Und mit herzlicher Freude übernahm ich die Durchsicht derselben.

Wer diese Mährchen lieb gewonnen hatte, wird sie hier wieder alle finden. Ich betrachtete sie als ein dem Publikum gehöriges Eigenthum, auf welches ich kein unumschränktes Recht mehr habe. Darum erlaube ich mir bei der Durchsicht weder eines derselben ganz auszulassen, noch irgend eines mit einem neuen zu vertauschen.

Die meisten Veränderungen hat das dramatisirte Mährchen, *Schneewittchen* erhalten. In der ersten Gestalt, worin es erschien, war Vieles gar nicht vorbereitet, Manches kaum angedeutet, und eine Eigenthümlichkeit des unter diesem Namen bekannten Volksmährchens ganz übergangen. Der zwischen dem ersten und letzten eingeschobene neue Akt wird, wenn er auch

an sich keinen andern Werth hätte, für keine unnütze Zugabe erklärt werden, da er allen jenen Mängeln abhilft. Alle übrigen Zusätze an diesem und den andern Mährchen sind, wenn schon von geringerem Umfange, doch alle sehr wesentlich.

Schließlich finde ich mich veranlaßt, noch ausdrücklich zu bemerken, daß diese wenigen Bogen nur eine Schrift für Kinder seyn sollen, und auf jedes andere Verdienst, möge es auch Namen haben, welchen es wolle, ganz und gar verzichten. Daß ich jenen Zweck, Kindern eine angenehme Abendunterhaltung zu verschaffen, nicht gänzlich verfehlt habe, davon hat mich zu meiner Freude mehrfache Erfahrung überzeugt.

Meinen Beurtheilern in öffentlichen Blättern sage ich für ihre nachsichtigen Urtheile aufrichtigen Dank, und bitte sie auch bei dieser Auflage um freundliche Zurechtweisung, wo ich vom rechten Pfade abgeirrt bin.

Weinheim an der Bergstraße im Herbstmonat 1816.

Zur dritten Auflage.

Diese Mährchen haben sich in der großen Masse von Kinderschriften, die seitdem erschienen, und deren Mehrzahl auch wieder untergegangen ist, seit ihrem ersten Erscheinen doch immer erhalten, und manches Kinderherz hat sich derselben erfreut.

Die Verlagshandlung wünschte deßhalb, eine neue Auflage zu veranstalten, und ich habe gerne die Durchsicht übernommen, verbessert, was mir einer Verbesserung bedürftig

schien, auch ein neues Mährchen „von Thäddel, dem kleinen Schneiderlein, genannt Tausendsasa" hinzugefügt.

Einen schönen Schmuck hat das Büchlein durch die sinnig und geistreich gezeichneten Bilder erhalten, welche wir der freundlichen Gefälligkeit des Grafen Franz von Pocci zu verdanken haben.

Möge dem Ganzen abermals eine freundliche Aufnahme zu Theil werden.

Weinheim den 31. Oktober 1839.

A. L. Grimm.

Inhalt.

Seite

I. Schneewittchen. Ein Mährchen........ 1
II. Hanns Dudeldee. Ein Mährchen...... 105
III. Von treuer Freundschaft. Eine Fabel... 123
IV. Der zornige Löwe. Eine Fabel........ 131
V. Die drei Königssöhne. Ein Mährchen.. 141
VI. Die drei Königstöchter, oder der Stein Opal. Ein Mährchen 163
VII. Das Mährchen von Thäddel, dem kleinen Schneiderlein 193
VIII. Kleinere Mährchen, Fabeln und Parabeln.
1. Das Wasserhuhn................... 289
2. Der Affe......................... 293

Seite
3. Sokrates 295
4. Die Elephanten und die Hasen 298
5. Der Fuchs und der Hahn 303
6. Die Goldfischlein 306
7. Der Affe und die Schildkröte 312
8. Luftschlösser 319
9. Der Schutzengel 321

I.

Das Mährchen
vom
Schneewittchen.

Personen.

Der König.
Die Königin.
Schneewittchen, des Königs rechte Tochter, der Königin Stieftochter.
Adelheide, der Königin rechte Tochter, des Königs Stieftochter.
Franz und Peter, Jäger.
Minister und Räthe.
Gärtner.
Zwergenkönig nebst sechs andern Zwergen.
Drei Genien.
Höhlenfrau.
Der schöne Prinz.
Sein Kämmerling.
Bote.
Mehrere Diener.

Erster Akt.

Erste Scene.

(Zimmer im Palast.)

König und Königin.

Königin.

Ja, ja, mein König, mein Gemahl,
Verschwiegen hätt' ich's Euch so gern,
Wie Eure Tochter schon so früh
Vom Weg des Guten abgekommen,
Um Euch den Kummer zu ersparen.
Doch schlimmer wird's mit jedem Tag.
Ihr müßt recht ernstlich sie bestrafen.
Denkt nur! ein Beispiel will ich Euch
Erzählen, das mir ihre Bosheit
Recht offenbarte.

König.

Ach, mein Kind!

Königin.

Ja wohl, es schmerzt mich auch, daß sie
Den besten Vater also kränkt.
Denn höret, wie sie gottlos ist:
Im Garten ging ich heute früh,
Und als ich um die Ecke dort
Nach jener dunkeln Laube bog,
In der wir noch vor wenig Tagen
Jüngst Euern Namenstag begangen,
Da seh' ich noch Schneewittchen springen,
Und seh' am Boden etwas liegen.
Doch als ich näher kam, so lagen
Die schönen Blumentöpfe all'
Zertrümmert da, und all die Blumen
Geknickt, die wir an jenem Tag'
Für Euch dort aufgestellt, und die
Euch, wie Ihr sagt, so sehr gefreut.

König.

O, kann denn solch' ein boshaft Herz
In dieser schönen Hülle wohnen?

Königin.

Das ist ihr Unglück eben, daß
Sie solche außerordentliche,
So wunderbare Schönheit hat.

Denn von der Wiege hat ihr schon
Drum alle Welt gehuldiget.
So ward ihr Sinn schon früh verkehrt.
Die Eitelkeit wuchs immer mehr,
Und weil Ihr jüngst, nach meinem Rath,
Sie schmältet, sinnt sie schon auf Rache.

König.

Doch wär' es möglich, daß sie nur
Den äußern Schein hat gegen sich.
Ein And'rer hat vielleicht die That,
Die uns von ihr zu kommen scheint,
Aus böser Neigung gegen mich
Verübet; oder wenn mein Kind,
Schneewittchen, sie beging, so that
Sie es nicht grad aus bösem Sinn,
Vielleicht mit unvorsicht'ger Hand.

Königin.

Ja, ja, beschönigt nur die That!
So wird sie selber sagen, wenn
Ihr sie darob befragt.

König.

Ich will
Sie selbst einmal darum befragen.
Man bringe sie zu mir.

Königin.

Sie sitzt
Bei meiner Tochter Adelheid.
Zwar ungern lass' ich sie bei ihr,
Weil man im Sprichwort sagt: Es steckt
Ein fauler Apfel selbst die guten,
Gesunden Aepfel an; nicht aber
Im Gegentheil; ein frischer Apfel
Macht nie den faulen mehr gesund.
Und doch lass' ich sie oft bei ihr;
Denn nicht als Stiefkind halt ich sie.
Noch mehr beinah thu' ich an ihr,
Als ich an meiner Tochter thu'.

(Im Abgehen.)

Ich will sie gleich herunter schicken.

(ab.)

König

allein.

O, Kind, was machst du mir für Jammer!
Ich liebe dich so sehr: du bist
So theuer meinem freudeleeren,
Gepreßten Herzen! — Ach und sollt'
Ich solches Herzeleid an dir
Erleben, daß du boshaft wärst? —
Und doch? — kaum kann ich solches glauben,

Wenn ich sie sehe, diese Züge,
So ähnlich ihrer sel'gen Mutter.

Schneewittchen
kommt zur Thüre herein.

König.

Dort kommt sie jetzt! — Wie sich mein Herz
Bewegt! — wie es so rasch dem guten,
Geliebten Bild entgegenstrebt!
O nein! Der Engel hat kein Falsch.
Mein Kind!

Schneewittchen.

Mein Vater!

König.

Sprich, wie geht dir's?

Schneewittchen
an seinem Halse.

O, lieber Vater, mir geht's gut;
Ich war auch heute schon im — —

König.

Nun?
Was stockst du? warum schweigst du denn
So plötzlich still?

Schneewittchen.

Im Garten war ich,
Und hab' dir einen Rosenstock
Gepflanzet. — Ach! —

König.

Was ist denn das?
Was seufzest du denn so, mein Kind?

Schneewittchen.

Ach, Vater, — ach! — im Garten ist —
Ich habe — ach, ich war —

König.

Nun, nun?
Was sprichst du denn nicht frei heraus?

Schneewittchen.

Ich will dirs sagen, wenn du mir
Versprichst, nicht bös zu seyn darum.

König.

Wenn es nichts Böses ist, mein Kind,
So will —

Schneewittchen.

Ach nein, aus bösem Willen
Geschah es nicht, mein Vater, nein!
Ich war im Garten diesen Morgen;
Da wurden deine Lieblingsblumen
Aus Unvorsichtigkeit, mein Vater,
Aus bloßer Unbedachtsamkeit
Vom Brett herabgeworfen.

König.

Wohl,
Das weiß ich schon, und der Verdacht
Ruht ganz auf dir, du hättest es
Mit Fleiß gethan.

Schneewittchen.

Ich hätt's gethan?
Mit Fleiß? Ach nein, es war allein
Aus Ungeschick, aus Unbedacht.

Königin kommt mit Adelheid.

Königin.

Nun, mein Gemahl?

König.

Sie that es blos
Aus Ungeschick, aus Unbedacht.

Königin.

Was? Unbedacht? das mache mir
Nicht weiß, Schneewittchen! denn ein Brett
Mit vier und zwanzig Blumentöpfen,
Das noch dazu so sicher stand,
Aus bloßer Ungeschicklichkeit
Auf einmal umzuwerfen, sieh,
Das ist unmöglich; und dazu
Bist du doch sonst stets so geschickt!
Ei, ei, Schneewittchen!

König.

O, mein Kind,
Schneewittchen, warum bist du nicht
Aufrichtig, wie du ehmals warst?

Königin.

So sprich, was du dagegen weißt.

Schneewittchen
dem König und der Königin um den Hals fallend.

O Mutter, — Vater, — lasset dieß,
Und fraget mich nicht weiter mehr;

Nur glaubt's mir, daß ich schuldlos bin.
Ich bins, wahrhaftig! ja, ich bin's.

König
zur Königin.

So lassen wir's.

Königin.

Was? lassen? jetzt?
Da sie dazu noch fälschlich schwört?
Ei, ei, das Schwören kommt dir ja
So gar zu leicht!

Schneewittchen.

Es fällt mir leicht,
Weil ich mich wirklich schuldlos weiß.
— O, glaub es, Vater! sieh ich bin
Im Innern auch so rein, und mein
Gewissen ist so weiß, als meine
Schneeweiße Haut.

Adelheid.

Ei, ei, du thust
Auch gar zu dick mit deiner Haut,
Als gäb' es niemand mehr, der auch
So eine weiße hätt', als du.

Schneewittchen.

So, Adelheid? vergiltst du so?

Königin.

Ja, ja, die Adelheid hat recht.
Du bist ein eingebildet Ding,
Ein naseweises eitles Kind,
Das nur mit äußrer Schönheit prunkt.

zum König.

Da seht Ihr's nun, mein Herr Gemahl,
Wie tief sie schon gesunken ist.
Zuerst begeht sie Fehler, und
Mit Vorsatz, läugnet diese dann,
Und prahlt, und ist noch stolz sogar
Auf ihre weiße Haut, und meint,
Um dieser willen sollte man
Die Bosheit gar am Ende ihr
Noch übersehn!

König.

Ei, pfui, mein Kind!

Schneewittchen.

O, mein geliebter Vater! nein
Gewiß, gewiß, ich bin unschuldig.

Diener

tritt auf.

Der Gärtner Ihro Majestät
Ist da; er bittet um Gehör.

Adelheid.

Mir wird so übel, liebe Mutter,
O, laß mich auf mein Zimmer bringen.

König.

Dort auf den Sopha setze dich,
Du liebe Adelheid.

Adelheid.

O nein!
Will h'nauf nach meinem Zimmer gehn.

König.

Nein, nein, mein Kind, du scheinest mir
Zu sehr erhitzt, die Wangen glüh'n
Dir ja wie Kohlen, darum halte
Dich ruhig.

Er führt sie hin.

Diener.

Soll der Gärtner denn
Herein? Befehlen's Ihro Majestät?

König.

So bring ihn denn.

Diener

ab.

Adelheid.

O Mutter, Mutter,
Ach! mir wird gar zu weh.

Schneewittchen

hält ihr das Haupt.

Wie ist's?

Adelheid

windet sich los.

Geh, laß mich, laß mich, daß du nicht
Die schöne weiße Haut verderbest.

Königin.

Es wär' ja gar zu Schad' dafür.

Sie ist mit Adelheid beschäftigt, hört aber auf alles.

Gärtner

tritt ein.

Ihr' Majestät, ein Unglück ist
Mir heut' an Dero Lieblingsblumen
Gescheh'n, doch ohne meine Schuld.

König.

Gut, alter Jakob, gut. Ich weiß
Es schon. Ich wollte nur, du wärst
Es, der es that, gern wollt'
Ich dir verzeihen.

Gärtner.

Nein, bei Gott!
Das wollt' ich nicht! 's ist aber doch
Bei meiner Treu nicht schön für 'ne
Prinzessin. Wär's denn nur Gott'swill',
Und wär's aus Unglück g'scheh'n! doch so!
Denn anders kann ich's wohl nicht heißen,
Als bösen, bitterbösen Muthwill'.

Königin.

Siehst du, Schneewittchen? hörst du nun?
Von solchen Leuten mußt du dir
Jetzt schon so was gefallen lassen.

Gärtner.

Wie? was? o nein, Schneewittchen nicht.
Der Engel? Nein! bei Gott, auf Händen
Sollt' man ihn tragen. — Ja, werd' mir
Nur roth! — Mein Gott, ich alter Narr!
Verzeiht mir nur: ich mein' halt immer,

Wenn ich den lieben Engel seh',
Ich müßt' ihn dutzen, wie mein leiblich,
Mein eigen Kind. — Nein sie ist's nicht!
Die andere, die größre ist's,
Prinzessin Adelheide war's.

König.

O Gott, ich athme wieder frei.

Königin.

Was, Adelheide? nein, das lügt
Ihr, alter Sünder! Nimmermehr!

Gärtner.

Ein alter Sünder bin ich, leider Gott!
Und Sünder sind wir Menschen all'.
Doch niemal hab' ich Böses noch
'nem Menschen nachgeredet, sey's
Denn, daß ich ihn 'mit bessern konnt,
Und wenn es wirklich auch so war.
Drum sagt ich's jetzt auch grad' so 'raus.

Königin.

Das müßt Ihr ihr beweisen können.

Adelheid.

Gehört? — beweisen sollt Ihr mir's!

Gärtner.

Beweisen? ja, potz Blut! das hätt'
Ich schier vergessen.

Königin.

Nun? wie steht's?

Gärtner.

Prinzessin, hier das Strumpfband habt
Ihr in dem Laufen heut' verloren.

übergibt es ihr.

Als ihr mich kommen hörtet mit
Dem lieben Engel dort.

Adelheid läuft ab, die Königin ihr nach.

König.

So wärst
Du schuldlos denn? Warum verhehltest
Du aber Adelheidens That?

Schneewittchen.

Ich sah die Blumentöpfe liegen,
Und lief ihr nach, und holt' sie ein.
Da fiel sie mir um meinen Hals,
Und weinte bitterlich, und bat,
Ich sollt' es doch nicht sagen, denn

Unmuthig wäre sie gewesen.
Nun es geschehen sey, reue sie's.
Und ich versprach's ihr, nichts zu sagen,
Denn, dacht ich da, wer weiß, was ihr
Begegnet ist?

König.

Und den Verdacht
Nahmst du auf dich? — O Engel, komm,
Komm an mein Herz.

Schneewittchen
auf seinem Schooße.

Mein lieber Vater!

Gärtner.

Ja, ja, Ihr hohe Majestät,
Ein Engel Gottes ist das Kind,
Und Wunder müssen seinetwegen
In unserm Lande noch geschehen.

Zweite Scene.

(Garten.)

(Abends, Mondschein.)

Königin, Franz.

Nun, hast du mich verstanden, Franz?

Franz.

Ja, Ihro Majestät. Sobald
Schneewittchen diesen Abend in
Den Garten kommt, schleich ich mich gleich
Mit meinem Peter nach; und wenn
Sie recht im Spiel und im Gesang
Vertieft, vergessen da sitzt, brechen
Wir aus dem Hinterhalt hervor,
Und führen sie hinaus in'n Wald,
Und werfen sie in'n Schlangenbrunnen.

Adelheid

kommt gelaufen.

O Mutter, Mutter, hilf!

Königin.

Was ist's?

Adelheid.

Ach, nichts! ich war noch halb im Traum,
War in der Laube eingeschlafen,
Da hatt' ich einen bösen Traum.

Königin.

Kind, geh, und lege dich zur Ruh.

Adelheid.

Ich gehe schon. Gut Nacht.

ab.

Königin.

Schlaf wohl,
Und hüte dich vor bösen Träumen!

Adelheid
kommt wieder.

Zeig deine Hand, ob's wahr ist auch,
Daß es ein Traum nur war. Zeig her!

Königin
hält ihr die Hände hin.

Was hast du denn? Hier sind sie: Nun?

Adelheid.

Denk, liebe Mutter, denke nur!
Mir träumte, deine Hand sey roth:

Ganz blutig, Mutter, war die Hand.
Da grauste mir gar sehr vor dir,
Ich wollte wegsehn. Aber, ach!
Da stand ein häßlich, schwarzbraun Weib,
Das lachte mit verzerrten Mienen,
Und nickt mir garstig freundlich zu,
Und sprach, indem sie auf dich wies:
„Die ist schon mein, krieg auch noch dich.“
Gut Nacht!

ab.

Königin.

Gut Nacht. Was war denn das?
Einfältig Mädchen! nicht wahr, Franz? — —
— Doch, Franz, mir fällt was anders ein. —
Komm hier herein, ich höre Tritte;
Schneewittchen kommt da schon gegangen.
Komm, laß uns diesen Weg einschlagen.
Hier will ich dir den Plan dann sagen.

Beide ab.

Schneewittchen.

Ah, 's ist schön kühl, und auch so hell;
Ich hab' doch halber Furcht; weiß nicht
Warum. Wär' heut' so gern im Haus

Geblieben; doch der Vater will
Sein Leiblied hören. Wohl, hier setz
Ich mich auf diese Bank. Von hier
Aus hört er's noch am besten drüben.

Greift einige Akkorde auf der Zitter.

He, Vater, hörst Du's auch da drüben?

König

drüben aus dem Fenster.

Ja ja, mein Kind, recht hell und voll
Trägt mir die Luft die Töne 'rüber.

Schneewittchen

spielt und singt dazu.

Der Morgen steigt so schön,
So hell und gülden auf,
Und über Waldes Höhn,
Kommt Sonne klar herauf.

Da sproßt es in dem Thal,
Die Wiese steht so grün,
Und Blümlein ohne Zahl
Im Sonnenschein erblühn.

Und jedes Blümlein mild
Hebt sich zum Licht empor,
Und sanften Auges Bild,
Lacht hold daraus hervor.

Doch kommt der Abend grau,
Birgt Sonne ihr Gesicht,
Quillt stiller Thränen Thau
Aus Blumenäugleins Licht.

Und Blümlein neigt das Haupt
Und trauert eine Nacht,
Weil ihm das Licht geraubt,
Das ihm in's Herz gelacht.

„Was trauerst du, mein Herz?
„Was quillst du, Thräne, mild?
„Mich quält des Blümleins Schmerz,
„Bin selbst des Blümleins Bild.

„Es neigt sich still mein Haupt,
„Denn meiner Sonne Schein
„Ward mir so früh geraubt,
„Mein holdes Mütterlein."

Greift noch einige Akkorde.

König
von drüben.

Recht schön! ich danke dir mein Kind.
Du hast mir ordentlich das Herz
Durch dieses schöne Lied erquickt.
Doch gute Nacht, mein Kind.

Schneewittchen.

Gut' Nacht.

für sich.

Ich bleibe noch, und singe noch,
Der Abend ist so gar zu schön.

spielt und singt noch.

Dort, über jenen Tannen,
Da stehn zwei goldene Stern'.
Der eine ziehet von dannen,
Der andere hielt ihn so gern.

Und Mitternacht kam stille.
Da träumts dem König schwer,
Als wenn zum Abschiedsgruße
Sein Kind noch bei ihm wär'.

„Ach, Tochter, liebe Tochter,
„Was willst verlassen mich?"
„Leb wohl, herzlieber Vater!
„Und weine nicht um mich.

„Ich will dich nicht verlassen,
„Herzlieber Vater mein,
„Mich reißt Gewalt von hinnen
„Leb' wohl, es muß so seyn."

„Reißt dich Gewalt von hinnen,
„Muß ich in Trauern stehn
„Wohl an dem frühen Morgen
„Die Sterne all vergehn.“

Und als der König fraget,
„Wo ist mein' Tochter schön?“
Sein Stern war untergangen,
Die Tochter nicht zu seh'n.

Die Tochter nicht zu finden,
Wohl über Berg und Thal.
Da liefen seine Thränen,
Ja Thränen allzumal.

Dort, über jenen Tannen,
Da steht der Stern allein;
Der eine ging von dannen,
Und kehret nimmer heim.

Wohl in der stillen Laube
Der König sitzt allein — —

Franz und Peter

fallen über Schneewittchen her, und führen sie weg.

Schneewittchen.

Ei, böser Mann, was habt ihr mich

Erschreckt, was wollt ihr denn mit mir?
Was fällt euch ein? O laßt mich los!

Franz.

Peter! geschwind, Peter! stopft ihr ein Tuch in's Maul! Sie schreit uns ja sonst, und drüben im Schlosse regt sich's noch.

Peter

thut's, Schneewittchen sträubt sich. Sie reißen sie mit Gewalt nach.

Ja stell dich nur, wir bringen dich doch fort.

ab.

Der König.

Ich habe Lärmen da gehört; —
Es ist doch nichts, denn alles ist
Ja ruhig hier. — Schneewittchen, scheints,
Ist weggegangen. — Ach, ich weiß
Nicht, wie mir ist. Mir dünket alles
So traurig. Bang, beklommen schlägt
Das Herz mir, und die Augen stehn
Mir schon den ganzen Tag voll Thränen,
Als müßt ich weinen, und ich weiß
Doch nicht warum. Soll's Ahnung seyn,

So muß ein großes Unglück mir
Bevorstehn. Doch was es auch sey,
Ich will es tragen. Bin ich nicht
Schon überschwenglich durch mein Kind
Gesegnet, das so engelfromm,
Als wär' es von dem Himmel mir
Geschenkt? — Doch spät schon däucht es mir.
Muß doch hineingehn jetzt, denn Morgen
Gibt's wieder viele hundert Sorgen,
Die meines Staates Wohl bezwecken,
Und früh mich aus dem Schlummer wecken.

geht ab.

Dritte Scene.

(Wald.)

(Mitternacht.)

Schneewittchen, Franz, Peter.

ruhend.

Peter.

Wo sollen wir sie denn eigentlich hin bringen?
Auf den gläsernen Berg? Dafür bedank ich mich;

der ist gar glatt. Da ist mir meine Nase viel zu lieb. Und wer weiß denn auch, wer auf dem Berg haus't. Man könnte am Ende uns selbst für den Braten nehmen, den sie da kriegen sollen.

Franz.

Da könntest du's auch oft versuchen, bis es dir einmal glückte, hinauf zu kommen. Den haben wohl schon Viele ersteigen wollen; wenn sie aber ein Paar Schritte hinauf kamen, so mußten sie gewöhnlich wieder Extrapost auf Händen und Füßen hinter sich herunter fahren.

Peter.

Wer wohnt denn d'rauf?

Franz.

Man weiß es nicht bestimmt. Es sollen sieben Zwerge droben wohnen; ob's aber gute oder böse Geister sind, das weiß ich nicht. Doch sollen sie außerordentlich mächtig seyn, und deßwegen hat jedermann ungeheuern Respekt vor ihnen.

Schneewittchen

mit gebundenen Händen und verstopftem Munde fällt vor ihnen auf die Knie.

Sieh, sieh, Peter! mach' ihr doch das Tuch einmal los, daß sie sagen kann, was sie will.

Peter

indem er das Tuch abbindet.

's ist mein Seel Schad' um sie, es ist ein schmuckes Mädel, und sieht aus, als ob's kein Wasser trüb machen könnte, hat's auch gewiß nicht verschuldet, daß so mit ihm umgegangen wird.

Schneewittchen.

O Peter, habt Barmherzigkeit,
Laßt mir das Tuch doch von dem Mund,
Denn ich ersticke sonst.

Franz.

Ja, wenn
Du aber schreist, bist du des Todes.
Sieh, dieß Jagdmesser stoß ich dir
Beim ersten Laute durch dein Herz.

Schneewittchen.

Gewähret mir nur eine Bitte:
Sagt, wo ihr mich hinbringen wollt.

Franz.

Die Königin trug uns auf, wir sollten dich dort, wo der Wald noch dichter ist, als hier, in den Brunnen werfen, der der Schlangenbrunnen heißt.

Schneewittchen
weint.

Was hab' ich denn gethan? O, sagt,
Womit hab' ich denn solche Strafe
Verdient? Ich weiß von keiner Schuld,
Die gar so unverzeihlich wäre,
Daß ich den Tod darum verdient.
Und wär' es auch, warum denn führt
Ihr mich so heimlich fort zur Strafe?

Peter.

Wahr ist's, 's ist Schad' fürs Kind. Hör',
Franz —

Franz.

Pfui! schämst dich nicht? Weils Mädel ein wennig flennt, willst gleich schon Mitleid mit ihr haben! Was liegt daran! 's ist's Erste nicht, das wir unserer Herrschaft, der Königin, von der Art thun.

Peter.

Aber so ein junges Blut, so unschuldig.

Schneewittchen.

O, Franz, habt Mitleid! seht, ich will
Auch alle Tage für Euch beten.

Franz.

Ei was, brauch dein Gebet nicht. Deine Stiefmutter zahlt besser, mit klingender Münze. Das kann ich besser brauchen. — Was ist denn das? was kommt dort durch den Wald her mit Fackeln?

Peter.

Nun ja! (springt auf.) Jetzt, Franz, jetzt gilts zu laufen, sonst gut' Nacht!

Franz.

Was ist's? — So schlagen alle Wetter drein! es sind die sieben Zwerge!

Peter
springt fort.

Ich lauf'.

Franz.

Ich bleibe auch nicht länger. Müssen denn die grad kommen? — Schneewittchen, gib mir ein Stück von deinem Kleid.

Schneewittchen.

Wozu? ach Gott, warum? — Was willst —

Franz

reißt ihr ein Stück los.

Nur her!

läuft ab.

Schneewittchen.

Ach böse Mutter, du, wie viel
Hast du mir Böses angethan,
Und wie viel Böses meinem Vater?
Nun mußt du gar von ihm mich trennen.
Mein Leben wolltest du mir nehmen.
Ach, gerne hätt' ichs ja gelassen,
Wenn's ihn nur glücklich machen würde,
Den guten, lieben Herzensvater,
Der mir so viel Gutes that,
Der mich so lieb hat. Reicher Himmel!
Wie wird er aber morgen jammern,
Wenn er mich sucht, und nicht mehr findet.
O, Vater, Vater! wer wird dir
Dein Lieblingslied jetzt spielen? wer
Mit dir von meiner ersten, guten,
Verstorb'nen Mutter reden? wer
Die Falten dir von deiner Stirne
Wegküssen? — Armer, armer Vater!

(Weint heftig.)

Was wird aus mir jetzt werden? ach,
Da kommen nun die sieben Zwerge,
Und ich kann nicht mehr weiter kommen,
Hab mir die Füße wund gelaufen.

Vierte Scene.

(Zimmer im Schlosse des Königs.)

Zwei Diener
stellen Stühle und Tische in Ordnung.

Erster Diener.

Bald schnür' ich meinen Ranzen und laufe, so weit mich meine Füße tragen.

Zweiter Diener.

Es ist auch, meiner Treu! zu arg.

Erster Diener.

Es wird mir leid thun, unsern guten Herrn zu verlassen; aber die Frau Königin, die macht's doch auch gar zu arg.

Zweiter Diener.

Man meint, es sey ein Stück vom Bösen im Hause, seit die hier ist. Da war doch die vorige Königin eine ganz andere Herrschaft.

Erster Diener.

Das weiß Gott. Aber die — Ei: „Ich wollte „lieber bei einem Drachen wohnen, als bei einem „bösen Weibe.“ Sieh, das steht in der Bibel, und das fällt mir halt immer ein, wenn ich an sie denke.

Zweiter Diener.

Die vorige war ein wahrer Engel, aber das schöne Schneewittchen wird gerade so.

Erster Diener.

Potz! da fällt mir ein, man weiß heute nicht, wo es hingekommen ist. Ihre Amme sucht sie schon seit Sonnenaufgang.

Zweiter Diener.

Was? — O hör', wenn das ist, weiß ich nicht, was ich denken soll. Ich hab' so meine Vermuthung darüber. Die Königin war ihr immer so aufsäßig; weißt du? —

Erster Diener.

Du hast Recht. Das wär' aber doch ganz abscheulich.

Zweiter Diener.

Weiß es der König schon?

Erster Diener.

Ach Gott, der gute Herr dauert mich nur. Nein, ich glaube, nicht.

Zweiter Diener.

Dort kommt er.

Erster Diener.

Komm, wir gehen.

geht.

Zweiter Diener.

Muß erst noch fragen, ob die Majestät nichts zu befehlen hat.

König

kommt.

Gott schenk dir einen guten Tag,
Mein treuer Diener!

Diener.

Und befiehlt
Mein König seinem Diener nichts?

König.

Geh doch, und rufe mir sogleich
Mein Kind Schneewittchen zu mir her.

Diener

für sich.

Ja, wenn es da ist, thu' ich's gern,
Ich will gleich selber nach ihm sehn.

ab.

König.

Das liebe Kind! heut blieb es aus.
Sonst bringt es mir doch jedesmal
Den Morgengruß. Ich hab ihm hier
Zwei neue, goldne Ohrgehänge,
Armspangen und ein gülden Kreuz,
Mit edelm Diamant besetzt,
Und einen reichen Fingerring,

Den Trauring ihrer seel'gen Mutter.
Den soll es mir von nun an tragen.
Wie wird es sich darüber freuen!
Ach, es verdient die Freude wohl,
Es macht auch mir ja viele Freude,
Und nun, bei seiner zweiten Mutter
Hat's eben nicht die besten Tage.

Amme Schneewittchens.

Ihr' Majestät —

König.

Was giebt's? Schneewittchen
Ist, hoff' ich, doch nicht krank geworden?

Amme.

Es ist mir bang, Ihro Majestät! Gestern war mir nicht ganz wohl; ich legte mich bei guter Zeit, doch Schneewittchen sagte, sie solle Ihro Majestät noch im Garten ein Lieblingslied spielen, und diesen Morgen, wie ich, sie zu wecken, an ihr Bettchen kam, weil sie mir über die gewöhnliche Zeit ausblieb, da waren die Kissen noch frisch geschüttelt, und Schneewittchen laß ich suchen überall, und suche selbst im ganzen Schloß, im Garten, aber nirgends kann ich es erfragen.

König.

Schneewittchen fort? — was? — hör' ich recht?

Amme.

Es ist nicht anders, Ihro Majestät,
Doch hoffen wir, sie noch zu finden.

König.

O Gott, ich bin zum Kummer nur
Auf diese Welt geboren worden?
Mein Kind, mein einzig frommes Kind
Ist fort! — o saget, fand man keine —
Gar keine Spur? Sind Boten fort?
Nach allen Seiten schicke man.

Amme.

Es ist geschehn, acht Boten sandt'
Ich aus; sechs kamen schon zurück,
Ganz hoffnungslos und ohne Spur.

König.

Mein Kind! mein einzig geliebtes,
Geliebtes Kind! O wärst du nicht
So fromm, so schön, ich würde dich
Viel eher dann noch missen können. —
Das beste Kleinod meines Reichs
Ist mir mit dir dahin gegangen.

Amme.

O, Majestät! ich will zwar schweigen.
Doch so viel muß ich Euch nur sagen:
Es gibt gar böse Leute jetzt
In Eurem eig'nen Schlosse hier.

König.

Mein Kind, mein Kind! mein liebstes Kind!

Diener
kommt.

Die beiden Jäger Franz und Peter sind im Vorsaal, bitten um Gehör.

König.

Nichts ist mir wichtig mehr, ich kann
Sie jetzt nicht hören; schick sie weg.

Diener.

Doch, doch, mein Herr, sie bringen, wie sie sagen, Nachricht von Schneewittchen.

König.

Wie? von Schneewittchen? eilig sollen
Sie kommen; bring sie schnell herein.

Diener
ab.

König.

So lebt sie doch, ist nicht auf immer
Entrissen meinem Vaterherzen.

Amme.

Gott Lob und Dank! ich hatte mir schon das Allerärgste vorgestellt. Gott sey es tausendmal gedankt!

Franz und Peter
kommen.

König.

O, Himmelsboten, seid mir beide
Willkommen! sprecht, wo ist es denn,
Das liebe Kind? — —

Franz und Peter
schweigen.

König.

Was schweigt Ihr denn?
Ihr seht mir ernst, unruhig, aus.
O, Gott, mir ahnt nichts Gutes! — Sprecht,
Was bringet ihr für Botschaft denn?

Franz.

Wir gingen heut, wie's halt Gebrauch
Bei uns Waidmännern ist, noch vor
Der Morgendämm'rung in den Forst,
'nen schönen Sechzehnender zu
Erjagen. Wie ich dann beim Brunnen
Dort steh', wohin mich meine Fårthe,
Die ich verfolget, hin gelockt, —

König.

Steh meine Angst: erzähle schnell!

Franz.

Nun ja, da hör' ich ein Geschrei,
Ich eile hin, und seh' wie eben
Zwei Wölf' an einem Kinde fressen;
Die Beine waren weggefressen,
Und eben —

Franz.

Ach, und dieses war
Schneewittchen?

Franz.

Laut rief es mir zu,
Ich sollte doch schnell fliehen vor

Den Wölfen, daß sie mich nicht auch
Zerrissen.

König.

Ja, das war sie, — noch
Im Tod' um and'rer Wohl besorgt.
Und Ihr? Ihr lieft? ihr feiger Mann?

Franz.

Ich lief nicht, nein, ich blieb. Verdammt
Mich nicht, mein König, vor der Zeit.
Ich schoß, allein ich streifte nur
Den einen, und dem andern schoß
Ich mit derselben Kugel sein
Ohrläppchen durch. Da rannt' er auf
Mich dar. Mit knapper Noth entrann
Ich. Als ich drauf mit frisch gelad'nem
Gewehr zurücke kehrte, waren
Die Wölfe mit dem Kind verschwunden.
Ob sie es aufgefressen, weiß
Ich nicht, nur dieses Stückchen fand
Ich noch von seinem Rocke dort.

bringt es hervor.

Amme.

Das ist ein Stück von ihrem Kleid,
Das sie noch gestern angehabt.

Königin, Adelheid
kommen eilend.

Königin.

Ist's wahr, was mir der Diener sagt?
Schneewittchen sey —

Amme.

Ihr seht es wohl,
Hochedle Frau! Von Wölfen wurde
Das gute Kind zerrissen; hier
Ist noch ein Stück von seinem Kleid.

Königin.

Ganz von mir bin ich, Herr Gemahl,
Schneewittchen todt? ich kanns nicht fassen.

Adelheid.

's ist Schad' um die schneeweiße Haut.

Königin.

O sagt, aus Eurem Munde muß
Ich's hören, todt ist Euer Kind?

König
mit tiefem Schmerz.

Ist todt!

Königin.

Der Schrecken greift mich an; —
Ich weiß mir gar nicht mehr zu helfen, —
Mein Schmerz ist groß, ich kann noch gar
Nicht weinen. — Könnt' ich nur erst Thränen
Hervor aus meinen Augen bringen,
Daß sie mein Herz erleichterten!

Adelheid.

Ja, es ist traurig, ja ich kann
Auch noch nicht weinen, lieber Vater!

Zweiter Akt.

Erste Scene.

(Auf dem gläsernen Berge.)

(Freier Platz vor dem Schlosse der sieben Zwerge. In der Mitte des Platzes steht ein Springbrunnen, von Bäumen beschattet. Das Zwergenschloß ist prachtvoll erbaut und sehr geräumig, jedoch in verhältnißmäßiger Größe zu den Zwergen. Schloß und Brunnen und Bäume, alles ist von Glas, hat aber seine natürliche Farbe.)

Schneewittchen und die sieben Zwerge kommen durch die Luft. Schneewittchen sitzt in einem goldenen Wagen, der von sechs schneeweißen Schwänen gezogen wird. Vor dem Wagen her reitet der Zwergenkönig auf einem Schwane; hinter dem Wagen reiten die übrigen Zwerge, ebenfalls auf Schwänen. Sie lassen sich auf dem freien Platz nieder; die Zwerge steigen ab, und helfen Schneewittchen aus dem Wagen steigen. Der Wagen und die Schwäne verschwinden.

Zwergenkönig.

Wir haben dich, Schneewittchen, nun
Gerettet vor der neidischen
Gemahlin deines Vaters. Sicher
Kannst du in unserm Schlosse wohnen.
Sie wird sich nicht gelüsten lassen,
Dich jetzt noch weiter zu verfolgen.
Sie kann nicht wissen, daß du hier
Bei uns nun auf dem Glasberg bist.
Und weiß sie's auch, so wagt sie's nicht,
Herauf zu wollen; wagt sie's aber,
Dann kann sie nicht den Berg ersteigen,
Der rings umher von Glase ist.

Schneewittchen.

Wie möcht' ich Euch von Herzen danken!

Zwergenkönig.

Du wirst zwar Langeweile haben
Auf unserm einsam stillen Schlosse.
Dann wir sind selten nur zu Hause.
Wir müssen immer weit umher
Im Lande ziehn, und Hilfe bringen,
Wo man die Unschuld unterdrückt,
Und frommen Menschen Böses thut.

Schneewittchen.

Mir wird die Zeit nie lange werden;
Und würde sie einmal mir lange,
So hab' ich ja noch meine Zitter.
Ich spiele Vaters Leiblied dann,
Und denk an ihn, — — und —

Zwergenkönig.

Nun, und was?

Schneewittchen
weinerlich.

Ich muß es nur gestehn, es thut
Mir herzlich leid, daß ich ihn nun
Vielleicht in langer, langer Zeit
Nicht wieder sehn kann, und da werde
Ich wohl, wie jetzt, auch weinen müssen,
So oft ich künftig an ihn denke.

(Sie weint sehr.)

Die Zwerge
durcheinander.

O stille! lieb Schneewittchen, stille!
Wir haben dich ja lieb, du Gutchen!
Thut leid uns, wenn du weinst. Nicht weinen!

Zwergenkönig.

Thut nichts, du gutes, frommes Kind,
Wenn du auch manchmal weinen mußt
Beim Angedenken deines Vaters —
Doch wein auch nicht zu viel! Du lebst,
Er lebt ja noch; ihr seht euch wieder.
Und wenn du lieb, recht lieb seyn willst,
So zeig uns oft ein froh Gesicht.

Schneewittchen
lacht wieder.

Ich will's, ich will's! Ihr seid mir ja
So gut!

Zwergenkönig.

Geh nun in's Schloß, mein Kind.
Es soll dir hier an gar nichts fehlen;
Und nicht an Speise, nicht an Trank,
Noch sonst an einem Dinge sollst
Du Mangel leiden, was du brauchst.
Auch trag ich als Geschäft dir auf,
Mehr zur Zerstreuung, als zur Pflicht,
Daß du für unsern Haushalt sorgest,
Und uns bewirthest, wenn wir kommen,
Uns unser Tischchen niedlich deckest,
Hübsch unsre Tellerchen uns stellest,

Und unsre goldnen Becherlein
Recht rein und blinkend uns erhältst,
Uns unsre sieben Bettchen rüstest,
Und was der kleinen Sorgen mehr.

Schneewittchen.

Ich will für alles pünktlich sorgen.

Zwergenkönig.

Was du zu allem dem bedarfst,
Wirst du im Schlosse reichlich finden.
Doch söllt' es dir an etwas fehlen,
So merke dir nur diesen Spruch:

„Ihr Zwerglein, ihr Zwerge
„Vom gläsernen Berge!
„Eins muß ich noch missen,
„Und kann's nicht entbehren.
„Ihr werdet's schon wissen,
„Das müßt ihr bescheeren."

Sobald du diesen Spruch gesprochen,
Wirst du erhalten, was dir fehlt.

Schneewittchen.

Ihr sorget ja so sehr für mich.
Wo hab' ich das um euch verdient?

Zwergenkönig.

Ich bin der König aller Zwerge,
Mein Name lautet Katalum.
Und diesen Namen rufe nur,
Wenn du in Noth gerathen solltest.
Doch ruf ihn ja nie ohne Noth,
Daß du mich nicht in wichtigern
Geschäften störest um geringer
Und kleiner Ursach willen. — Nun,
Leb wohl!

Schneewittchen.

Ihr wollt schon von mir gehn?

Zwergenkönig.

Wir müssen, denn uns ruft die Pflicht.

Schneewittchen.

Müßt ihr schon wieder jemand helfen?

Zwergenkönig.

Der schöne Prinz ist krank, der Sohn
Des Nachbarkönigs deines Vaters.

Schneewittchen.

Ach, das ist der wohl gar, mit dem
Ich oft gespielt in Vaters Garten,

Da wir noch kleine Kinder waren,
Der mir die Blumen half begießen,
Und einem armen Knaben einst
Sein eigen Kleid vom Leibe schenkte.

Zwergenkönig.

Es ist derselbe den du meinst.

Schneewittchen.

O, hilf ihm ja, dem guten Prinzen!
Was fehlt ihm denn? wie ward er krank?

Zwergenkönig.

Wir haben eine starke Feindin,
Die bös ist, und nur Böses thut,
Und eben darum auch uns haßt,
Weil wir den Guten gerne helfen.

Schneewittchen.

Ja, ja, so soll es Leute geben.
Mir hat die Amme so erzählt
Von einer schwarzen Höhlenfrau,
Die man die Schlangenmutter nennt.

Zwergenkönig.

Und eben diese Höhlenfrau,
Die Schlangenmutter, hat den Prinzen

Nur weil er schön, besonders aber
Weil er so gut ist und so fromm,
Von einer Schlange stechen lassen
(Denn alle Schlangen dienen ihr),
Daß er gewiß des Todes wäre,
Wenn ich ihm nicht zu helfen eilte.

Schneewittchen.

O, gehet denn, und helft ihm eilig,
Daß er nicht stirbt noch, eh ihr kommt.

Zwergenkönig
zu den Zwergen.

Ihr Zwerge kommt! Die Unschuld leidet!
Kommt, laßt uns helfen in der Noth.
(zu Schneewittchen.)
Leb wohl!
(Die Schwäne kommen geflogen, die Zwerge besteigen sie, und rufen Schneewittchen zu.)

Die Zwerge.

Leb wohl, fromm Gutchen, du!
Leb wohl, du schneeweiß Tausendschön!
(Die Schwäne fliegen mit ihnen fort.)

Schneewittchen
nachrufend.

Lebt wohl, lebt wohl, ihr guten Zwerge!
(Sie geht ab in das Schloß.)

Zweite Scene.

(Saal im Zwergenschlosse.)

Schneewittchen
hereintretend.

Ei, ei, wie schön! wie herrlich hier!
Viel schöner, als in Vaters Schloß!
Wie man's in Träumen oftmals sieht!
Es ist auch alles, wie geträumt:
Ich wohne auf dem Glasberg jetzt,
Von dem die Amme mir so oft
In Mährchen sprach, und bin sogar
In einem goldnen Schwanenwagen
Hoch in der Luft hierher gebracht.
Und hui! wie flog der schnell dahin!
Im Augenblicke waren mir
Der Heimath Berge schnell entschwunden,
Und eh ich wußte, wie es kam,
War ich, so schnell die Fahrt auch ging,
Doch sanft hier auf den Berg gestellt!

(Sie schweigt sinnend still.)

Wie wunderbar! Jetzt wär' ich todt. —
Sie hätten's wohl gethan, und mich
Geworfen in den Schlangenbrunnen,

Da mußten mich die Zwerge retten,
Die guten Zwerge! wie sie mich
So freundlich trösteten, und dann
Mich in den Schwanenwagen brachten,
Und sorgten, daß ich sicher säße,
Daß mich der Schwindel nicht erfaßte.

(Sie schweigt abermals.)

Nun aber bin ich ganz allein!
Getrennt von meinem guten Vater,
Deß ganzes Herz an mir gehangen. —
Und der muß auch allein nun sitzen,
Und mich betrauern, als gestorben!
Und um sich hat er keine Seele,
Die seinen Schmerz ihm tragen helfen,
Die seine Thränen theilen könnte.
Denn mich hat nicht die Königin,
Noch Adelheide je geliebt.
Sie hätten mich sonst dort gelassen,
Und nicht vom Vaterhaus vertrieben,
Um mich zu tödten in dem Brunnen.
O, Königin! o, Adelheide!
Wie habt ihr euch an mir versündigt! —
Doch, immerhin! ja, ich vergebe
Von Herzen, was ihr mir gethan.
Der Vater sagt' es mir ja oft,
Wenn er um meine Mutter weinte,

Zuweilen würden gute Menschen
Mit schweren Leiden heimgesucht,
Und so geprüft, ob sie auch dann
Noch gut und fromm ergeben blieben,
Ob ihre Tugend auch recht fest,
In ihres Herzens Tiefe wohne.
Und jenen geh' es ewig wohl,
Die sich bewährt in solcher Prüfung,
Und sie mit gottergebnem Herzen,
Und mit standhaftem Muth ertragen.
Solch eine Prüfung wird das seyn,
Die mir der Himmel aufgelegt.
Ja, ja, so ist's! ich merk' es wohl!
Darum vergeb ich euch von Herzen,
Der Himmel hat's durch euch geschickt.
Du aber, du, lieb Mütterlein!
Wollst immer schirmend um mich seyn,
Wollst tröstend zu mir nieder sehn!
Hilf deinem armen Kinde!
Bewahr mich rein von Sünde!
Laß mich die Prüfung treu bestehn,
Ich blieb so gern ja immer fromm,
Daß ich zu dir in'n Himmel komm!

(Sie geht mit gefalteten Händen ab.)

Dritte Scene.

(Zimmer im Schlosse des Königs.)

Königin, Adelheid.

Königin

hängt einen Spiegel an die Wand.

Sieh, liebes Kind, der Wunderspiegel
Ist ein Geschenk der Höhlenfrau,
Von der ich dir schon oft erzählt,
Sie haßt die andern Menschen zwar,
Doch dir und mir ist sie recht gut,
Und wird uns helfen, wo sie kann.
Sie weiß der Zauberkünste viel,
Und hat dem Spiegel so die Kraft
Gegeben, daß er sagen kann,
Wenn man ihn fragt, wer auf der Welt
Der Schönen Allerschönste ist.
Bisher hielt ich ihn dir verborgen,
Zumal, so lang Schneewittchen lebte.
Mir selber schien sie niemals schön,
Doch alle Leute rühmten's ja,
Sie wäre weit und breit die Schönste.
Da hätte wohl der Spiegel auch
Gesprochen, wie die Leute sprechen.

Auch warst bisher du noch ein Kind.
Doch heute bist du sechzehn Jahr,
Und weißt der Schönheit Werth zu schätzen.
Auch ist Schneewittchen lang schon todt,
Und hindert nun nicht länger mehr,
Daß du die Allerschönste bist.

Adelheid.

Ja, Mutter, ja! das will ich auch,
Die Allerschönste will ich seyn,
Die auf der ganzen Erde lebt.

Königin.

Zumal, es ist ein Bote heut
Vom schönen Prinzen angekommen.
Ich soll dein Konterfey ihm schicken.
Und so, wie er dein Bild verlangt,
Ließ er von allen Königstöchtern
Sich Bilder bringen. Aber die,
Hat er beschlossen, zur Gemahlin
Zu wählen, die am schönsten ist.
Und darum möcht' ich doppelt nun,
Daß du die Schönste wärst von Allen.

Adelheid.

Ei, Mutter, laß die Malerkünstler
Mein Bild denn malen, schöner noch,
Als mein Gesicht in Wahrheit ist.

Königin.

Das wollt' ich schon, doch geht es nicht.
Die Maler sind darin gar eigen,
Zumal die guten. Allen bot
Ich Gold in Menge, doch sie sprachen:
„Die Kunst darf nicht betrügen wollen,
„Sonst hat sie ihren Werth verloren!"
Und wandten sich mit Stolz von mir.

Adelheid.

Ach, Mutter, liebe Mutter, hilf,
Daß mich der schöne Prinz ihm zur
Gemahlin wählt.

Königin.

Drum bracht' ich eben
Den Spiegel jetzt. Wir fragen ihn,
Wer auf der Welt die Schönste sey
Von allen, allen Königinen;
Und nennt er eine andre dann,
Als dich, so will ich auch schon sorgen,
Daß mir die starke Höhlenfrau
Sie aus dem Wege räumen hilft,
(Das thut sie gern!) und so dann jede,
Bis du die Allerschönste bist
Von allen, die noch übrig sind. —

Versuch es denn, und frag den Spiegel.
Doch diesen Reimen mußt du sagen,
Indem du dich darin betrachtest,
Dafern du Antwort haben willst:
„Du Spieglein, Spieglein an der Wand,
„Sag an, sofern es dir bekannt,
„Wer ist die Schönst' im ganzen Land?“

Adelheid.

Ich bin begierig, wen er nennt.

(Sie sieht in den Spiegel und spricht:)

Du Spieglein, Spieglein an der Wand,
Sag an, sofern es dir bekannt,
Wer ist die Schönst' im ganzen Land?

Der Spiegel
spricht:

Die Königin ist schön, und doch
Ist Adelheid viel schöner noch.
Am allerschönstan aber ist
Schneewittchen, wie ihr selber wißt.
Es wohnt noch auf dem gläsernen Berge,
Dort pflegen es die sieben Zwerge.

Adelheid
weint vor Zorn.

Königin.

Wie? hört' ich recht? Schneewittchen lebt?
Und bei den sieben Zwergen gar?

Adelheid
weinend.

O, Mutter, mach, daß ich die Schönste
Von allen doch im Lande bleibe!
Ach, wäre nur Schneewittchen todt!

Königin.

So haben mich die Waidgesellen
Betrogen, die ich mir gedungen!
Wenn's nur nicht auf dem Glasberg wär'!
Doch, sey nur ruhig, Adelheide,
Ich will schon helfen, sey nur ruhig!
Ich gehe hin zur Höhlenfau.
Schneewittchen soll nicht lang mehr leben,
Und dir der Schönheit Vorzug rauben.

(Sie geht ab, Adelheide folgt ihr.)

Vierte Scene.

(Im Schlosse des schönen Prinzen.)

Der schöne Prinz und sein Kämmerling.

Der schöne Prinz.

Wie viele Bilder sind jetzt da?

Kämmerling.

Es sind in Allem jetzt neun hundert
Und acht und neunzig erst, mein Prinz.

Der schöne Prinz.

Ich hab sie alle nach und nach,
So wie man mir die Bilder brachte,
Betrachtet und genau geprüft.
Doch unter allen ist noch keines,
Das mir so recht gefallen hätte.

Ein Diener
kommt.

So eben kommt der Bote wieder, den Ihr zu dem alten König schicktet, dessen Reich an Euer Reich angränzet. Er bringt das Bild der Prinzessin Adelheid mit, und rühmt es sehr. Es sey

eins der allerschönsten, sagt er, unter allen bisher gesammelten.

Der schöne Prinz.

Bring ihn herein!

Diener

ab.

Der schöne Prinz.

Ja, wenn Schneewittchen
Noch lebte! die ward weit gerühmt
Um ihrer Wunderschönheit willen.
Als kleines Kind spielt' ich vor dem
Gar oft mit ihr in ihrem Garten.
Ja, ihre Schönheit war ein Bild
Nur ihrer tugendhaften Seele.
So muß die wahre Schönheit seyn,
Und fromme Herzensreinheit muß
Sich in den Zügen offenbaren,
Dann erst ist Schönheit wahre Schönheit.

Der Bote

kommt.

Hier ist Prinzessin Adelheidens Bild.

Der schöne Prinz.

Nimm's, Kämmerling, und stell es auf.

Kämmerling

nimmt es ihm ab, schlägt die Decke auf, darein es gehüllt war, und stellt es auf gegen das Licht.

Das ist das schönste noch von allen
Neunhundert neun und neunzig nun.

Bote.

Das muß Euch gefallen, mein Prinz. Das ist doch gewiß eine Schönheit von einer Prinzessin, die ihres Gleichen nicht hat.

Der schöne Prinz

betrachtet es flüchtig.

Schon gut! Nimm's nun, und trag es hin,
Und wirf's nur in die Rumpelkammer
Zu all dem andern Quark von Bildern.

Bote.

Hat es nicht Euern Beifall? Es ist doch, dünkt mir, ein gar schön' Prinzessengesicht.

Der schöne Prinz.

Du sprichst, wie du's verstehst!
Was hilft die schöne Larve? Sieh,
Betrachte nur die Augen recht.
Das ist ein neidisch boshaft Herz,
Das diese Augen dir verrathen,

Die aus den Augenwinkeln schielen.
Solch ein Gesicht ist aber weit
Von wahrer Schönheit noch entfernt,
Wo solche Fehler sich verrathen. —
Nimm's, nimms, ich kann es nun nicht länger
Mehr vor mir sehn. Fort, fort mit ihm!

Kämmerling.

Ja, Ihr versteht es, Prinz! habt Recht.
Ich sah's nicht gleich beim ersten Blick,
Die Augen schielen ganz entsetzlich.

Bote

hat das Bild genommen.

Hm, hm! für scheel hätt' ich sie doch nicht angesehen. 's muß aber doch so seyn, weil Ihr es sagt. Unser eins kann eben oft nicht seinen eigenen Augen trauen.

(ab mit dem Bilde.)

Der schöne Prinz.

Neun hundert neun und neunzig nun!
Noch eines fehlt, dann sind es tausend.
Doch schwerlich wird das Tausend voll;
Denn weiter weiß ich keinen König
Mehr auf der großen, weiten Erde,
Der eine Tochter hat, von der
Ich jetzt das Bild auch noch nicht hätte.

Diener

kommt.

Mein edler Prinz! draussen ist ein klein, klein Bürschlein, das ein verdecktes Gemälde unter dem Arm trägt, und auf dem Kopf eine goldene Krone hat. Es sagt, es hätte noch ein Bild von einer Königstochter.

Der schöne Prinz.

Laß ihn sogleich zu mir herein.

Diener.

Ich glaube, er hält sich selber für einen König, denn er befahl mir gar gewaltig streng, ich sollte ihn melden. Und wahrscheinlich bringt er das Bild von seiner eigenen Tochter. Wenn die ihm aber nur ein Bißchen ähnlich ist, dann mag das ein sauberes Bild seyn.

Der schöne Prinz.

Und was bewegt dich, dieß zu glauben?

Diener.

Ach, mein Himmel! Das Kerlchen ist so erschrecklich klein, daß es mir zwischen den Beinen durchlaufen kann, ohne sich zu bücken. Dabei ist sein Kopf so breit, und die Augen sind so klein,

und der Mund ist so groß. Wenn's nicht doch gutmüthig und ernsthaft dabei aussähe, es wär' ein Ding zum Entsetzen.

Der schöne Prinz.

Geh hin, und laß es nur herein.

Diener

ab.

Kämmerling

So wird das Tausend doch noch voll.

Der schöne Prinz.

Ich bin begierig, was er bringt.

Zwergenkönig

kommt.

Zu meinem Schloß ist zwar die Kunde
Von deinem Vorsatz nicht gekommen,
Wie du von allen Königstöchtern
Zur Königin und zur Gemahlin
Die Allerschönste wählen willst.
Denn unzugänglich ist mein Schloß
Für alle Menschen deiner Art.
Doch weiß ich, daß du schon die Bilder
Der Königstöchter aller Reiche

Dir bringen lassen, aber keine
Dir noch gefallen hat von allen,
Drum bring ich noch ein Bildniß dir
Von einer Königstochter her,
Die meine Pflegetochter ist.
Betrachte selber nun das Bild.
Vielleicht gefällt sie dir vor allen.
Ich weiß es, daß sie dir gefällt.
Und ich allein kann sie dir geben.

(Er stellt sich auf einen Stuhl, und stellt das Bild auf.)

Der schöne Prinz
schnell.

Schneewittchen!

(Er besinnt sich einen Augenblick.)

Nein! doch, nein! das nicht.
Die ist ja lange schon gestorben.
Doch ja! die ist die schönste weit,
Sie mag nun heißen, wie sie will.
Der schöne Körper ist ein Bild
Nun einer weit, weit schönern Seele,
Die in ihm wohnt. Ja, diese muß
Ich wählen, keine andre sonst.
O, sage mir auch ihren Namen.

Zwergenkönig.

Schneewittchen.

Der schöne Prinz.

Wie? Schneewittchen?

Zwergenkönig.

Ja!

Daß sie noch lebt, das glaube mir.
Wie Alles kam, sollst du erfahren.
Von heute über sieben Wochen
Erscheine du im Festgepränge
Von Rittern und des Reiches Großen
Begleitet, bei Schneewittchens Vater,
Um die Vermählung dort zu feiern.
Laß mich für alles Andre sorgen.

(Er geht ab.)

Der schöne Prinz.

Ha, träum' ich? wach ich? Welches Glück!
Nein, nein, ich wache! Hier das Bild
Das steht doch wirklich vor mir da.
Es ist kein Traum, doch höh're Macht
Wirkt hier mit unsichtbarer Hand,
Und was ich möglich nie gedacht,
Das bringt sie leicht und schnell zu Stand.

(ab, der Kämmerling ihm nach.)

Fünfte Scene.

(Wohnung der Höhlenfrau.)

(Eine schwarze Berghöhle ohne Fensteröffnung, feucht und dunstig. In der Mitte brennt ein blaues Feuer, auf welchem ein großer Kessel steht. Umher stecken in den Steinritzen fünf erloschene Fackeln, und in den Spalten steht wunderliches veraltetes Geräthe.)

Die Höhlenfrau

sitzt hinter dem Kessel und rührt darinnen.

Will Schlangen kochen, Schlangen kochen,
Recht viele giftig böse Schlangen,
Und dann sie zu den Menschen schicken,
Daß sie die Menschen beißen, plagen. —
Heiß ihnen ja doch immer nur
Die Schlangenmutter. Gut, wills seyn!
Will rechte Schlangenmutter seyn,
Viel Brut ausbrüten ihnen, Brut!

(halb singend mit heißerer Stimme:)

Misch, misch dich recht, du Zauberbrei;
Koch, koch, du Giftkraut mancherlei,
Gesucht in feuchter Mitternacht
Wenn Mondlicht bleich durch Wolken lacht,
Gefeyet unter Zaubersprüchen,
Gekräftiget von schweren Flüchen!

(Sie hält den Rührlöffel in die Höhe.)

Gut, gut, — nun bald, nun bald genug!
Nur noch den letzten Zauberspruch.

(Sie legt den Rührlöffel wieder hinein, und spricht das Feuer an.)

Nun, Feuer, brenn in lichter Lohe,
Klein Flämmlein, werde Flamme, hohe,
Schlagt in den Kessel Flammen, Flammen!
Gerinne, Giftbrei, schnell zusammen,
Daß nach dem letzten Zaubersegen,
Sich neue Schlangen drinnen regen.

(Die Flammen schlagen zischend in den Kessel, sie geht rings um, und rührt während sie den Zaubersegen spricht.)

Giftwurz, Schwarzbeer, Schlangenkraut,
Gut zum Zaubertrank gebraut,
Schnell gerinne, schnell gerinne,
Neues Leben nun gewinne!
Pflanzenleben — halbes Leben!
Will dir ganzes Leben geben.
Wohl! nun ist der Zauber gut;
Komm hervor, du Schlangenbrut!

(Sie schöpft mit dem Löffel eine große Menge kleiner Schlangen aus dem Kessel nach und nach auf den Boden. Die neuen Schlangen kriechen überall herum.)

Ei, viel! ei, viel! groß Menge, Menge!

Muß nun sie giftig, zornig machen,
Daß recht sie Menschen hassen lernen.

(zu den Schlangen, spottend:)

Sagt, welch ein Brauch?
Woher? Woher?
Was? auf dem Bauch
Geht ihr einher?
Steht auf die Beine!
Wie? habt ihr keine?

(Die Schlangen heben die Häupter gegen sie auf und zischen.)

Weiß wohl, wohl weiß
Im Paradeiß
Schon habt's versehn;
Jetzt ist's geschehn!
— Müßt's rächen, rächen;
Mit gift'gem Zahn
Die Menschen stechen;
Sind Schuld daran!

(Die Schlangen heben die Häupter wieder in die Höhe und zischen.)

Nun, Schlänglein, Schlänglein, schlängelt euch!
Fort Schlangenbrut! entfleuch! entfleuch!

(Sie winkt mit dem Löffel gegen den Ausgang der Höhle und alle Schlangen fahren zischend hinaus.)

'ſ iſt Mitternacht jetzt, feucht und kühl,
Schläft Alles jetzt auf ſeinem Pfühl.
Auch Keſſel auf die Seite nun!
Schlaft Flammen ein, dürft auch jetzt ruhn!

(die Flammen löſchen, der Keſſel wird von unſichtbarer Hand auf die Seite geſchoben.)

An euch nun iſt's, Nachtfackeln, wacht,
Mir leuchtet in der Höhle Nacht.

(Die fünf Fackeln entzünden ſich und erleuchten die Höhle.)

Es naht ſich jemand meiner Höhle,
Merk's ſchon an meinen Fackellichtern,
Die flackern unſtät hin und her.

(Sie ruft zur Höhle hinaus:)

Herein! herein, wer es auch ſey.
Der Eingang ſteht hier jedem frei!

Die Königin

kommt herein, und neigt ſich tief, indem ſie der Höhlenfrau die ſchwarzen Hände küßt.

Höhlenfrau.

Biſt du's? Weiß wohl, weiß, was du willſt.
Soll Krankheit bringen und den Tod
Schneewittchen auf dem Gläſerberge!
— Schwarz Höhlenweib iſt mächtig zwar,
Kann viel, was Menſchen gar nicht können;

Doch Alles nicht! nicht Alles noch.
Kann helfen nicht! mußt selbst dir helfen.
Darf auf den Glasberg nicht hinauf,
Die sieben Zwerge können mehr.
Sind mächtiger als Höhlenweib.! —

Königin
auf den Knieen.

O, hilf mir diesesmal nur noch!
Sonst wird Schneewittchen die Gemahlin
Des schönen Prinzen. — Könnt ich denn
Nicht selber auf den Glasberg steigen
Es umzubringen? Seht ich möchte,
Daß Adelheid die Schönste wäre,
Und sie der schöne Prinz erwählte.

Höhlenfrau.

Weiß Alles, alles, alles schon!
Will selbst, daß Adelheid ihn kriegt,
Soll ihm viel Uebels thun, ihn plagen!
Bin feind ihm, haß ihn, haß ihn sehr.
— Kannst steigen auf den Glasberg nicht,
Ist glatt das Glas, mußt rutschen, glitschen.

Königin.

Hilf du mir auf den Glasberg denn,
Daß wir Schneewittchen nur verderben!

Höhlenfrau

bringt ein Paar Schuhe aus der Ecke.

Zieh an, zieh an! sind Pechschuh das!
Kannst steigen mit! Pech klebt am Glas.

Königin

zieht die Schuhe an.

Habt Dank, das ist ja ganz vortrefflich.

Höhlenfrau.

Mußt dich verstellen auch, hörst du?
Sie kennt dich sonst, und traut dir nicht.
Wart, wart!

(Sie bringt eine Schüssel und deckt sie auf.)

Da, iß! Das wird dich gleich
In andere Gestalt verwandeln,
Die bleibt, so lang's im Magen ist.

Königin.

Was ist es denn?

Höhlenfrau.

Ist Schlangenfleisch,
Ist weich und zart; versuchs einmal!

Königin.

Wie? Schlangenfleich?

Höhlenfrau.

Ja, Schlangenfleisch.

Königin.

Und das macht andere Gestalt?

Höhlenfrau.

Legt's Schlänglein auch die Haut ja ab,
Und kriecht verneut durch Gras und Laub.

Königin.

Mir eckelt vor dem Schlangenfleisch.

Höhlenfrau.

Bist's nicht gewohnt. Schling nur hinunter
Den ersten Bissen, und der zweite
Glitscht leicht, wie's Schlänglein selbst, hinab.

Königin
ißt ein Stück.

Es schmeckt nicht ganz so schlecht, als ich
Mir's dachte.

(Sie ißt mehr.)

Höhlenfrau.

Gelt?

Königin.

Es schmeckt so übel nicht.

(Sie ißt noch ein Stück.)

Höhlenfrau.

Iß nur!

Königin

essend.

Es schmeckt recht gut sogar.

Höhlenfrau

nickt ihr zu.

Nun hier den letzten Bissen noch.

Königin

ißt ihn.

Es schmeckt vortrefflich, sag ich dir.

(Indem sie den letzten Bissen hinunter schluckt, steht sie in einer neuern viel jüngern Gestalt da.)

Was ist denn das?

Höhlenfrau.

Bist jetzt verwandelt.

Jetzt schnell, weil's noch im Magen ist.

(Sie gibt ihr ein Körbchen.)

Nimm's Feigenkörblein da auch mit.

Giftfeigen liegen drin. Will auf

Dem Weg dir sagen, wie du's machst.
Komm, trag dich schnell zum Glasberg hin,
Doch steigen mußt du selber dann.
Komm, huckepack! sitz auf, sitz auf!

Königin

setzt sich ihr auf den buckeligen Rücken.

Höhlenfrau

setzt sich reitend auf eine Ofengabel

Auf, Rößlein, auf! durch's Nachtkühl fort!
Schnell hin! schnell hin! du weißt den Ort.

(Sie fliegt mit der Königin auf der Ofengabel hinaus, die Fackeln verlöschen.)

Dritter Akt.

Erste Scene.

(Auf dem gläsernen Berge. Zimmer im Schlosse der Königin.)

Schneewittchen und Königin
noch verwandelt in eine andere schöne Frau.

Schneewittchen.

Ja, seht, so fanden mich die Zwerge,
Und nahmen mich mit sich hieher.
Ich war ein Kind noch dazumal,
Kaum zehn, eilf Jahre hatt' ich erst.
Jetzt bin ich sechzehn nächstens alt.

Königin.

Und seitdem lebet Ihr nun hier?

Schneewittchen.

Nicht einen Schritt setzt' ich hinab.
Ich weiß gar nicht mehr, wie es wohl
In einem Land aussehen mag,
Wo nicht das Land von Glase ist.

Königin.

Ging's Euch denn gut hier auf dem Berg,
Und sehntet Ihr Euch nie zurück?

Schneewittchen.

Was man zum Glück des Lebens nur
Kann zählen, alles hatt' ich hier
In vollem Maaße. Aber doch,
Wenn ich so manchmal Abends ganz
Allein dort in dem Garten saß,
Hinüber nach den Bergen sah,
Die von der Abendsonne roth
Beschienen standen, dann erwachten
In meinem Herzen bald auf's neu
Die Bilder der Vergangenheit,
Die mir Erinn'rung hold und schön
Zurücke rief. Im Geiste sah
Ich noch die wohlbekannten Säle,
Das hohe Schloß, die breiten Stufen,
Den frischen Brunnen in dem Hofe,

Den schönen Garten, und die hohen
Belaubten Gänge; sah die stillen
Verschwieg'nen Lauben, und die kühlen
Verbog'nen Grotten, und den See,
Den ich so oft im Kahn durchschnitt.
Und immer schwoll das Herz mir auf
Bei diesen wohlbekannten Bildern;
Und ein geheimes Heimweh lebte
Mir dann in meinem Herzen auf.

Königin.

Gern will ich, edle Jungfrau, Euch
Dieß glauben, denn die Heimath zieht
Den Menschen immer freundlich an.
Kein Land bedünket uns so schön,
Ja, milder scheint uns die Sonne
An keinem Orte; frischer grünt
Uns keine Au', kein Wasser rauscht
So lieblich, als der Heimath Quell.

Schneewittchen.

Doch kommt der stille Mond herauf
Und scheinet durch die grünen Zweige,
Und denk' ich jener jammervollen
Verwünschten Nacht, die mich vom Herzen
Des besten aller Väter riß;

Dann wandelt dieses Heimweh sich
In bange Schwermuth, tiefe Trauer;
Dann steht er vor mir, wie er sich
Abhärmt um sein verlornes Kind.

K ö n i g i n.

Doch nahet ja nun bald die Zeit,
Da mit dem schönen Prinzen Ihr,
Wie ich gehört, vermählet werdet.

S c h n e e w i t t c h e n.

Ja bald; und dann kann ich ja auch
Den armen Vater wieder trösten.

K ö n i g i n.

Wie freu' ich mich, daß Euch dies Glück
Vergönnt wird.

S c h n e e w i t t c h e n.

O, Ihr seid sehr gut!

K ö n i g i n

bringt einige Feigen heraus.

Ja, doppelt muß es mich erfreun.
Der schöne Prinz ist ja mein Herr.
Und der gerade hat mich her
Zu Euch gesandt. Hier schickt er Euch

Ein Obst, das Ihr wohl schwerlich, seit
Ihr hier auf diesem Berge wohnt,
Gekostet habt.

Schneewittchen.

Ei, schöne Feigen,
Wie sie in Vaters Garten wachsen.

Königin.

Versuchet nur die edle Frucht,
Sie ist so lieblich wohl, als jene.

Schneewittchen
ißt eine Feige.

Wie gut! als wären sie gereifet
An den Geländen unsers Gartens.

Königin.

Mich freut's, wenn sie Euch nur behagen,
Prinzessin. Nehmt auch diese noch.

Schneewittchen
ißt noch eine.

Was ist denn das? Ich seh' nichts mehr!
Mir ist so matt, — mich brennt so sehr.

Königin.

Geht, leget Euch auf Euer Bett.
Vielleicht wirds' dort ein wenig besser.

Schneewittchen.

Ich geh, und folge Euerm Rath.

ab.

Königin.

Ja, geh nur hin, dir wird wohl besser,
So, daß dir nimmer wehe wird. —
Nun, eitles Mädchen, nun ist's doch
Mit deiner Schönheit auch vorbei. —
Doch ich muß eilen jetzt und gehn,
Sonst möchten mir die Zwerge kommen
Und mich als Königin erkennen;
Das wäre mir nicht sehr erwünscht.

ab.

Schneewittchen
kommt zurück.

O Schmerzen, Schmerzen ohne Ende!
Ha, lauter Kohlen brennen mir
Im Eingeweide. Wehe, weh!
Mit Messern schneidet mich's im Leib.
O, Zwergenkönig Katalum!

Sinkt todt nieder.

Der Zwergenkönig
erscheint.

Was rufst du mir?

Sieht in den Zauberspiegel.

Du bist vergiftet?
Ich seh' es hier in meinem Spiegel.
Erwecken will ich dich gleich wieder.

Betet:

König bin ich zwar, doch größer
Bist du, Vater aller Leben.
Wundervolle Kräfte hast du
Mir in meine Hand gegeben.
Brauch' ich sie zu guten Zwecken,
Hast du Wirkung mir verheißen;
Laß es mir diesmal gelingen,
Wolle mir doch Huld erweißen:
Schicke mir die starken Geister!
Amen, amen, großer Meister.

Beschwört:

Nike, Nabi,
Zocko, Dabi!
Erdengeister, starke, starke,
Die ihr lebt vom Felsenmarke,
Die ihr wohnt im Erdenkern,
Höret, höret euern Herrn!

Starke Geister,
Hört den Meister!
Steiget aus der Erden Tiefe,
Hängt um euch des Lebens Eimer.
Nike, Nabi,
Zocko, Dabi!
Starke Geister,
Hört den Meister!
Bringt Schneewittchen neues Leben.
Bringt es mit euch aus der Tiefe.
In der Tiefe wohnt das Leben.
Aus der Tiefe kommen Quellen,
Aus der Tiefe keimen Pflanzen,
Bäume saugen ans der Erde
Grauer Tiefe neues Leben;
Stimmen kommen aus der Tiefe;
In der Tiefe wohnen Geister.
Heimlich ruhet in der Tiefe
Eine neue Welt voll Wunder.
Leben wohnet in der Tiefe.
Bringet mit des Lebens Eimer.
Hört, ich ruf zum letztenmale:
Starke Geister,
Hört den Meister!

Er schlägt viermal mit seinem Stäbchen auf die Erde.

Stimmen
aus der Tiefe.

Wer rufet?

Zwergenkönig.
Katalum, der Meister!

Stimmen
aus der Tiefe.

Was sollen wir bei dir, o Herr?

Zwergenkönig.

Schneewittchen neues Leben bringen.

Vier Erdmännlein
kommen aus dem Boden, umgehen Schneewittchen viermal, besprengen sie aus einer Urne, und versinken.

Schneewittchen
richtet sich auf.

Wo bin ich?

Zwergenkönig.
Todt bist du gewesen,
Ich habe dich durch Geistermacht
Ins Leben wieder rückgerufen.

Schneewittchen.

Ich war in wundervollen Auen,
Durch goldne Thore ging ich ein;
Die Sterne konnt' ich um mich schauen,
Die wirbelnd sich im Tanze reihn.
Den Himmel sah ich nicht, den blauen,
Nur Sternenglanz und Sonnenschein.
Gleich Stimmen aus der Engel Chore,
Drang Wohllaut mir zu meinem Ohre.

Von Engeln sah ich mich umflogen,
Und wallend durch ein Blumenmeer;
Und rings um diese Auen zogen
Sich Regenbogenfarben her.
Die Brunnen sprangen hoch im Bogen,
Und streuten Kühle um mich her,
Sie wölbten sich zu hohen Gängen,
Durchrauscht von wundervollen Klangen.

In Klang und Farben war ein Streben:
In Farben regte sich Getön',
Und zarter Klänge sanftes Leben
Strebt' sich zur Farbe zu erhöhn;
Und eins vom andern so umgeben,
War jedes immer doppelt schön.
Aus einer und derselben Quelle
Strömt' Wohllauts Klang und Farbenhelle.

Doch eh' ich noch mich recht besonnen,
Was dieß für eine Wunderwelt
Voll Schönheit und voll neuer Wonnen,
Von Stern- und Sonnenglanz erhellt,
Wo Licht und Ton, in Eins zerronnen,
Den Sinnen all zugleich gefällt, —
Erlosch die Glanzwelt schon allmählig,
Erwacht' ich, noch vom Traume seelig.

Sechs Zwerge bringen die Königin.

Einer.

Komm, komm.

Ein anderer.

Nun, sträube dich nur nicht.

Zwergenkönig.

Was habt ihr hier mit diesem Weib?
Wer bringt denn die zu uns herauf,
Die kaum mehr würdig ist, daß sie
Die Gottessonne nur bescheint?

Einer der Zwerge.

Sie selber war so frech.

Ein anderer.

Betrug
Hat sie gebraucht, heraufzukommen,
Die Sohlen sich mit Pech geschmiert.

Zwergenkönig.

sieht in seinen Spiegel.

Du hast Schneewittchen mir vergiftet.

Königin.

Ich? wie —

Zwergenkönig.

Ja du. Mein Spiegel trügt
Mich nicht. Du bist Schneewittchens böse
Stiefmutter.

Schneewittchen.

Was? ist meine Mutter?

Zwergenkönig.

Dich decken deine Zaubermittel
Nicht mehr. Ich seh' es wohl, wie du
Vom Höhlenweib, durch Schlangenfleisch
Dich also zu verwandeln lerntest.
Doch sieh, wie ich dich jetzt entlarve:

Rührt sie mit seinem Stab an.

„Was du gewesen, werde wieder."

Königin.

steht in ihrer wahren Gestalt.

O, König! seid barmherzig doch.

Zwergenkönig.

Auf, auf, ihr lieben Zwerge all!
Was Wichtig's will ich heut verrichten.
Schneewittchen nehmt, und dieses Weib,
Und führt sie durch die Luft mir nach.
Schneewittchen, heute sollst du noch
Zu deinem Vater wieder kommen,
Und ihr, o böses Weib, ihr werdet
Nun auch hinkommen, wo ihr hin
Gehört.

Königin.

O habt Barmherzigkeit!

Zwergenkönig.

Nichts, nichts! so große Sünde darf
An dir nicht ungestrafet bleiben.

Zweite Scene.

(Zimmer in des Königs Palast.)

König.

Sechs Jahre sind es heute schon.
Mein Kummer, dacht' ich, sollte mich
So lange nicht mehr leben lassen.
Auf siebzig hab' ich's nun gebracht,
Und keine waren mir so ganz
An Freuden leer, als diese letzten.
O, wär' es mir vergönnt, daß ich
Doch bald auch weggenommen würde
Von dieser jammervollen Erde.
Mein Kind, mein Kind! wie hatt' ich einst
Schon große Plane mir gemacht.

Diener
kommt mit angstverstörten Mienen.

Mein König!

König.

Nun, was ist dir denn
Begegnet? Im Gesichte steht
Der Schrecken dir ja abgemalt.

Diener

Das glaub' ich gern! Ich kann auch kaum noch Worte finden, Euch zu sagen, was mich so in Schrecken setzte.

König.

So sammle dich ein wenig erst,
Dann sage, was es Schrecklichs gibt.

Diener.

Wir haben bei uns ein Mährchen von den sieben Zwergen, und ich glaubte immer, das sey nur so erdacht. Da steh' ich aber eben in dem Hof, und denk' an nichts. Auf einmal steht ein Männlein bei mir, kaum einer Elle hoch, mit einer Krone und einem langen weißen Barte, und einem Stöcklein in den Händen; kurz, leibhaftig wie mir meine Mutter in dem Mährchen den Zwergenkönig beschrieben hat. Und der will nun durchaus zu Eurer Majestät. Er wolle, sagt er, eine wundervolle Nachricht bringen, die große Freude machen würde.

König.

Und darum bist du so erschrocken?
Komm, komm! ich geh ihm selbst entgegen.
Vielleicht — ach! wenn mein Kind noch lebte!
Warum schlägt mir das Herz so laut? —

Er bringe, sagt er, große Freude?
Ach, eine Freude kenn' ich nur,
Auf die ich immer, immer hoffe,
Wenn sie mir gleich unmöglich scheint.
Komm, komm, zu hören, was er bringt!
(ab mit dem Diener.)

Dritte Scene.

(Garten.)

Schneewittchen.

Hier war's, auf dieser Bank, wo ich
Zum letztenmale noch gesessen;
Wo ich zum letztenmale ihm
In stiller Nacht ein Lied gespielt.
Hier will ich auch zum erstenmal
Ihn wieder und das Vaterhaus
Begrüßen. Komm', o meine Zitter!
Wie oft hab' ich zu deinem Klange
Mein stilles Heimweh ausgeseufzt.
Dem Schmerze töntest du entgegen,
Antworte auch dem Freudenklange.

Sie greift einige Akkorde, dann spielt sie und singt:

Sey willkommen, Luft der Heimath,
Sey willkomm, du Himmel klar.
Seyd willkommen, fromme Thierlein,
Du, o frohe Vögelschaar.

Du, o wohlbekannter Garten,
Sey willkomm viel tausendmal;
Bäume, die so freundlich schatten,
Und ihr Büsche allzumal.

Dunkle Lauben, kühle Gänge,
Frischer Brunnen, klarer Teich,
Du, o frisches, grünes Wäldchen,
Tausendmal begrüß' ich euch.

Ach, ich kenn' ich kenn' euch immer,
Bin auch fromm noch immerdar.
Ihr seid immer noch dieselben,
Ich dieselbe, die ich war.

Ach ja, dieß freut mich alles sehr;
Doch kann ich kaum mich noch enthalten,
Dem Vater an das Herz zu eilen,
Die kummervollen Züge ihm
Von seinen Wangen wegzuküssen.
Wie wird er sich, der Gute, freuen,

Wenn er das lang verlorne Kind
Nun endlich wieder um sich sieht.
Es ist mir alles noch bekannt,
Und neu erscheint mir Vieles doch;
Allein warum, das weiß ich nicht.

Sie bleiben lange aus, die Zwerge.
Will doch einstweilen hin zur Laube,
Die meines Vaters Lieblingslaube
Gewesen, ob sich nichts verändert.
Du, meine Zitter, machst indessen
Hier auf der Bank nur liegen bleiben.

ab.

Gärtner

kommend.

Hab' da so etwas singen hören,
Es war mir ein bekannter Ton.
Ei sieh, da liegt die Zitter ja,
Auf der Schneewittchen sonst gespielt.
Was? — ei unmöglich! — beinah hätt'
Ich mich getäuscht. — Und doch! — dort geht
Sie ja! — das muß Schneewittchen seyn.
Ich ruf' ihr halt! es ist ihr Gang. —

Ruft:

Schneewittchen! — Wahrlich, sie guckt um!
Sie ist's! jetzt, alter Jakob, lauf',
Und reich' zum Willkomm ihr die Hand.

(Eilig ab.)

Adelheid, Franz und Peter.

Adelheid.

Schnell, schnell, jetzt, Franz und Peter, schnell!
Macht euch davon, so weit ihr könnt.
Da habt ihr Gold von meiner Mutter.

Franz.

Was gibt es denn, Prinzessin? sprecht.

Peter.

Warum? was gibt's?

Adelheid.

Groß Unglück ist
Begegnet meiner Mutter heute.
Die Höhlenfrau hat's mir verkündet,

Die ihr geholfen auf den Berg,
Den gläsernen, und alles, was
Sich mit Schneewittchen zugetragen,
Ist nun am Tag.

Peter.

Wie? Eure Mutter —

Adelheid.

Nun ja! nur fort!

Franz.

Da dürfen wir
Nun freilich nimmer länger säumen.
Komm, Peter, fort!

Peter.

Wohin?

Adelheid.

Nur fort!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Franz und Peter.

Behüt' Euch Gott! Prinzessin.

Beide ab.

Adelheid.

Nein,
Das thut er nicht, ich weiß es schon,
Um meiner Mutter Sünde willen
Kann er's nicht thun! — Ha, Mutter, du,
Du hast zum Neide mich gewöhnt,
Zur Bosheit mich verleitet, du!

ab.

König, Zwergenkönig.

Zwergenkönig.

Hier liegt noch ihre Zitter; hier
Erwarte sie, ich will sie rufen,
Sie ist in deiner Lieblingslaube.

König.

O laß mich! laß mich! nein ich muß
Entgegen ihr, sie selbst aufsuchen,

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Um früher sie an's Herz zu schließen.
O, welche Freude ward mir noch
Verspart auf meine alten Tage!

(Im Abgehen.)

Schneewittchen, ach, Schneewittchen! sieh,
Da bin ich ja! Schneewittchen, komm!

Vierte Scene.

(Palast.)

Im Audienzsaale des Königs.

Der König auf dem Throne, Räthe und Minister um ihn her in einem Kreise, der Zwergenkönig in der Mitte nebst der Königin und Adelheid; Schneewittchen auf dem Throne neben dem Könige.

König.

Gehört habt ihr nun alle, was
Die Königin, mein ehliches Gemahl,

Verschuldet hat. Nun frag' ich euch,
Welch eine Strafe sie verdient,
Nebst ihrer Tochter Adelheid,
Um derentwillen sie Schneewittchen,
Die Unschuld selber, so bedrängte.
So sprecht denn, was euch euer Herz
Eingibt, und was bestehet mit
Den Rechten. Denn, was ungerecht,
Das bleibe ferne von dem Richter. —

(Tiefe Stille.)

Zwergenkönig.

Sie schweigen all'. So warte denn,
Bis auch die beiden Henkersknechte
Noch da sind, die in allen ihren
Verruchten Thaten ihr geholfen,
Die sich durch Gold verblenden ließen;
Dann will ich selbst ihr Urtheil sprechen.

Königin.

auf den Knieen.

O, habt Barmherzigkeit mit mir.

Nur diesesmal vergebt mir noch!
Schneewittchen! bitte du für mich.

Schneewittchen.

Vergebt ihr, wie auch ich vergebe,
Auch du, o Katalum! Vielleicht
Kann sie sich bessern.

Zwergenkönig.

Nein, Schneewittchen,
Wenn wir ihr alle auch vergeben,
Und du, o Engel, dennoch kann
Ihr nimmermehr vergeben werden.
Das Recht, das fordert ihre Strafe.

Franz und Peter von sechs Zwergen geführt.

Einer der Zwerge.

Da ist der Franz und Peter.

Ein anderer.

Hier.

Sie beide haben wir im Walde
Auf ihrer Flucht erhascht.

Zwergenkönig.

So hört,

Wozu ich jedes jetzt verdamme:
Die Königin soll neun und neunzig
Mal neun und neunzig Jahre lang
In meinem Schloß in einem Sarg
Von Glase ohne Leben liegen;
Und Adelheide soll als Spiegel,
So lange noch Schneewittchen lebt,
Ihr dienen, und dann jedesmal,
Wann sich Schneewittchen drin betrachtet,
Soll sie die Schönheit ihr beneiden.
Ihr, Franz und Peter, sollt als Wölfe
Stets hungerig den Wald durchstreifen,
Doch niemals was zu fressen finden,
Und das so lange, bis ein Jäger
Euch beide einst auf einmal trifft.

Sonst mag euch aber jeder Schuß
Unschädlich seyn, und dräng' er auch
Bis tief in eures Herzens Mitte.

Königin, Adelheid, Franz und Peter.

Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!

Schneewittchen.

Vergebt! vergebt!

Königin.

Barmherzigkeit!

Zwergenkönig.

Nein! keine Gnade wird euch mehr.
Ihr habt noch mehr verdient, als dieß.
Die Menschen hätten euch verzieh'n,
Aus Schwachheit hätten sie's gethan;
Die Geister folgen nur dem Rechte.
Dieß merket euch. Wenn Menschen auch
Das Böse, das ihr thut, nicht sehn,
So sieht es doch der Herr des Himmels.

Sehn's Menschen auch mit Nachsicht an,
Und wollen auch zum Bösen schweigen,
So läßt doch Gott die Strafe dann
Von seinem Himmel niedersteigen.

(Die Königin sinkt in einen gläsernen Sarg, welchen die Zwerge mitgebracht haben; Adelheid wird zu einem Spiegel, und Franz und Peter verwandeln sich in Wölfe, und rennen mit einander hinaus.)

(Der Vorhang fällt.)

II.

Das Mährchen vom Hanns Dudeldee.

Es ist nun schon lang her, wohl viel hundert Jahre; da lebte ein Fischer mit seiner Frau, der hieß Dudeldee. Sie waren aber so arm, daß sie kein ordentlich Haus hatten, sondern in einer bretternen Hütte wohnten, und nicht einmal ein Fenster daran hatten; sie schauten durch die Astlöcher hinaus. Dudeldee war doch zufrieden; seine Frau war aber nicht zufrieden. Sie wünschte sich bald das, bald jenes, und quälte immer ihren Mann, weil er ihr's nicht geben konnte.

Da schwieg aber Dudeldee gewöhnlich, und dachte nur bei sich: „Wär' ich nur reich!" oder: „wär' nur Alles gleich da, wie ich's wünsche!"

Einmal stand er Abends mit seiner Frau vor der Hausthüre, und sie sahen umher in der Nachbarschaft. Da standen etliche schöne Bauershäuser. Da sagte seine Frau zu ihm: „Ja, wenn wir nur so

eine Hütte hätten, wie die schlechteste unter diesen Nachbarshäusern. Wir könnten sie wohl noch kriegen, aber du bist zu faul, du magst nicht arbeiten, wie andere Leute arbeiten."

Aber Dudeldee fragte: „Wie? arbeite ich nicht wie andere Leute? steh' ich nicht den ganzen Tag, und fische?"

„Nein!" antwortete seine Frau ihm wieder, „du könntest früher aufstehen, und vor Tag schon so viele Fische fahen, als du sonst den ganzen Tag bekommst. Du bist aber zu faul; du magst nicht schaffen." Und so zankte sie ihn fort und fort.

Darum stand er des andern Morgens früh auf, und ging hinaus an den See, zu fischen. Und er sah die Leute kommen auf's Feld und arbeiten, und er hatte noch nichts gefangen. Und es war Mittag worden, und die Schnitter saßen im Baumschatten, und aßen ihr Mittagsbrot, und er hatte noch nichts gefangen, und setzte sich traurig hin, und zog sein schimmelig Brot aus seiner Tasche, und aß es. Dann fischte er wieder. Und die Sonne neigte sich, und die Schnitter gingen heim, und der Schäfer trieb die Heerde in den Pferch, und die Kuhheerde zog heim, und stiller ward's auf dem

Felde. Aber Dudeldee stand noch immer, und noch hatte er kein Fischlein.

Da war es endlich dämmerig worden, und er dachte an's Heimgehen. Einmal wollte er noch sein Netz eintauchen, ob er nicht jetzt noch etwas fange. Er tauchte es ein, und als er es wieder herauszog, hing ein klein Fischlein drinnen. Und er nahm es, und wollte es eben mit dem Kopfe auf einem Steine aufschlagen; da fing das kleine Fischlein an zu reden, und sagte: „Ach, lieber Hanns Dudeldee, schlag mich nicht todt. Sieh, ich bin ja so klein, daß ich dir doch nicht viel nütze. Deine Frau wird doch schmählen, wenn du heim kommst; ob du mich nun mitbringst, oder nicht. Man kann mich höchstens als ein Backfischchen brauchen. Aber auch da brauchte man wenigstens ein halb Dutzend meines Gleichen, wenn sich Eines satt essen wollte. Drum erbarme dich mein, und laß mich wieder in's Wasser. Denn wenn du mich noch lange in deiner warmen Hand hältst, so muß ich sterben.“ Und damit schnappte es mit weit aufgesperrtem Maule nach — Wasser.

„Hm!“ dachte Hanns Dudeldee, 's ist wahr, was thu' ich mit solch einer Grundel!“ und hatte Mitleid mit dem armen Fischlein, und warf's wie-

der in den See, indem er sagte: „Da, geh wieder in dein Wasser! du dauerst mich, weil du so darnach schnappst. Und 's wär' doch Schad um dich. Du kannst so verständig plaudern; du mußt was Apartes unter den Fischen seyn. Denn sonst ist mir doch noch nie so einer vorgekommen, der sprechen konnte. Man sagt ja: Stumm, wie ein Fisch!

Aber dem Fischlein war wieder wohl in dem Wasser, und es schlug mit seinen Flossen, und schwamm freudig herum, und kam dann wieder fröhlich zu ihm hergeschwommen, und streckte den Kopf aus dem Wasser, und sagte zu ihm: „Ich „danke dir, daß du mich hast gehn lassen. Wenn „du was brauchst, so ruf mir nur immer die Worte: „Fischlein, Fischlein in dem See!" „Dann sollst „du erfahren, daß ich nicht allein mit Worten „dankbar bin." Und damit tauchte es unter.

Da dachte Hanns Dudeldee: „Wenn ich was „brauche? Ei, ich kann gleich was brauchen!" Und er rief sogleich:

„Fischlein, Fischlein in dem See!"

„Was willst du, lieber Hanns Dudeldee?" fragte da gleich das Fischlein, das wieder herzugeschwommen kam. — Da wußte er doch nicht gleich, was er wünschen sollte. Und er sah umher, ob er

nichts sähe, was er gleich brauchen könne. Da stand drüben, jenseits des Sees, ein Lustschlößchen, aus dem eine schöne Hörner-Musik herüber klang. Auch fiel ihm der Wunsch seiner Frau ein, die ein besseres Haus haben wollte. Darum sagte er: „Ich möchte gern so ein Landhaus, wie jenes da drüben; so ein Schloß möchte ich gern haben, statt meines bretternen Hüttleins."

„Geh' nur hin," sagte das Fischlein, „deine „bretterne Hütte ist ein solches Lustschloß." Und Hanns Dudeldee lief mehr, als er ging, nach Hause. Schon von ferne sah er an der Stelle, wo sonst sein Hüttlein stand, ein prächtiges Schloß mit erleuchteten Zimmern. Und als er erst hinein kam, da war Alles so prächtig, daß er sich nicht zu lassen wußte. Der Hausgang war mit Marmor geplattet; die Stubenboden eingelegt, und mit Wachse gebohnt; die Wände tapeziert; herrliche Kronleuchter hingen da in den hohen Sälen; kurz, es war Alles so schön, daß Hanns Dudeldee nicht das Herz hatte, recht darin herum zu gehen. Er konnte gar nicht glauben, daß das jetzt sein Eigenthum sey. Er meinte er sey irre, und wäre beinahe wieder weggegangen, wenn ihm seine Frau nicht oben von der Treppe zugerufen hätte.

Kaum hatte er sie erblicket, so fragte er sie: „Nun, bist du jetzt zufrieden mit dem Hause?" und erzählt' ihr, wie er dazu gekommen sey. „Was?" antwortete sie, „man meint Wunder, was das jetzt wäre! da hab' ich in der Stadt schon viel schönere Häuser gesehen, als ich noch dort diente. Es geht zwar an; — aber wie kannst du so dumm seyn? Das Beste hast du vergessen. Sieh einmal jetzt unsere Kleider gegen das hübsche Haus! was die für einen Abstand machen! Hättest du mir und dir nicht auch gleich schöne Kleider wünschen können? du bist aber auch gar zu dumm und träg. Du magst dein Bischen Verstand, das du hast, nicht einmal gebrauchen."

So ging das Schelten und Keifen wieder fort, bis sie einschlief. Und Hanns Dudeldee ging des andern Morgens mit dem Tage wieder hinaus an dieselbe Stelle, tauchte sein Netz wieder ein, und rief wieder:

„Fischlein, Fischlein in dem See!"

„Was willst du, lieber Hanns Dudeldee?"
So fragte das Fischlein wieder, und Dudeldee besann sich nicht lang, und sagte: „Ich habe nun zwar ein „schönes Haus, aber unsere Kleider passen nicht zu

„den tapezierten Wänden. Ich und meine Frau möch„ten darum auch recht schöne Kleider haben.“

„Ihr habt sie,“ sagte das Fischlein, und Dudeldee stand in einem fein tuchenen Rocke da mit goldenen Tressen, in seidenen Strümpfen und Schuhen, mit gestickter Weste, alles nach damaliger Mode. Und als er nach Hause kam, hätte er beinahe seine Frau nicht mehr erkannt in den seidenen Kleidern. Sie guckte aber zum Fenster heraus, und fragte: „Bist du's, Hanns?“ „Ja, ich bin's,“ antwortete er. „Nun, bist du jetzt zufrieden?“ „Will 'mal sehen!“ antwortete sie.

So lebten sie eine Zeitlang ruhig fort. Drauf, als ihr Mann wieder einmal fischen gehn wollte, sagte sie: „Geh, laß das Fischen bleiben, und wünsch' dir lieber eine rechte Kiste voll Geld.“

Aber Hanns Dudeldee sagte: „Ach, ich will lieber fischen; ich thu's ja gern. Es könnte das Fischlein verdrießen, wenn ich so oft komme. Sey zufrieden! wir haben jetzt ja ein schönes Haus, weit schöner, als du dir's selber gewünscht hast. Und sieh einmal unsere Kleider! sind die nicht schön genug?“

„Ei was!“ fuhr da die Frau auf. „Was Haus und Kleider? Kann man davon leben? Ich will nicht alle Tage Fische essen, will auch Fleisch und

Pasteten und Kuchen und Torten. Wenn du auch die besten Fische immer verkaufst, so reicht das erlöste Geld doch kaum für Brod, Schmalz und Salz. Hast du aber eine tüchtige Kiste voll Geld, so kannst du Alles kriegen, was dein Herz begehrt. Willst du dich aber, wie ein Esel, mit Disteln begnügen, so will ich keine solche Närrin seyn. Darum will ichs haben, daß du dir eine Kiste voll Geld wünschest, und nicht mehr fischen gehst. Hast du mich verstanden? Ich wills haben! und da wirst du hoffentlich jetzt gleich gehn, und nicht erst warten, bis ich böse werde."

Da bückte er sich gar demüthig, und sagte: „Nein, du hast Recht! Ich gehe auch schon!" und ging hinaus, und tauchte sein Netz wieder auf derselben Stelle ein, und rief:

„Fischlein, Fischlein in dem See!"

„Was willst du, lieber Hanns Dudeldee?"

fragte ihn das kleine Fischlein wieder. „Ach, eine rechte Kiste voll Geld," sagte er. „Gehe nur hin," sagte das Fischlein, „in deinem Schlafzimmer steht sie." Und wie er heim kam, stand in seinem Schlafzimmer eine ganz große eiserne Kiste. Der Schlüssel stack daran, und als er öffnete, war sie ganz gefüllt mit glänzenden Goldstücken.

Von nun ging Alles hoch her bei ihnen, und sie

kaufte sich Kutsche und Pferde, und ihrem Mann ein Reitpferd, und fuhren oft in die Städte, und hielten sich einen Koch und Bediente. Da schalten sie die Nachbarinnen immer die hochmüthige Fischerin. Das verdroß sie gar sehr, und sie lag ihrem Manne wieder an, er sollte machen, daß sie über die Nachbarinnen alle zu befehlen habe. Er wollte aber nicht gehen, und wandte ihr ein, daß das gute Fischlein gewiß böse würde; sie hätten nun ja Reichthums genug, sie sollte doch einmal zufrieden seyn. Da schalt sie ihn, und zankte wieder. Und er ging wieder mit seinem Netze hinaus, und tauchte es ein, und rief:

„Fischlein, Fischlein in dem See!“

„Was willst du, lieber Hanns Dudeldee?“
fragte ihn das Fischlein. „Ich wäre gern ein Edelmann oder Graf, und möchte, daß ich über alle meine Nachbarn zu befehlen hätte.“ Da sprach das Fischlein: „Gehe nur hin, es ist so.“ Und als er heim kam, da hatten die Nachbarsleute schon seiner Frau gehuldigt, und sie hatte schon ein Paar von ihren Nachbarinnen einsperren lassen, die sie sonst hochmüthige Fischerin gescholten hatten.

Und jetzt fuhren sie oft in die Hauptstadt, wo der König wohnte, und wollten sich in die Gesellschaft anderer Baronen und Grafen mischen. Aber

sie wußten sich dort nicht nach ihrer Sitte zu betragen, wurden von Allen verlacht, ja, einige Gräfinnen nannten sie nur die Fischgräfin, und ihn den Fischgrafen Dudeldee.

Da sprach sie wieder zu ihrem Manne: „Geh' hinaus, und laß dich zu einem König machen; denn ich will nicht mehr Fischgräfin heißen; ich will Königin seyn.“ Aber Hanns Dudeldee rieth ihr ab, und sagte: „Bedenke doch, wie wir arm waren, und uns nur ein Hüttlein wünschten, wie das schlechteste von unsern Nachbarshäusern. Jetzt haben wir Alles im Ueberflusse, nun laß uns auch genug haben.“

Die Frau aber wollte nicht genug haben, und sprach: „Was? ich soll mich Fischgräfin schelten lassen? ich soll den Hochmuth der Stadtweiber ertragen? Nein, sie müssen wissen, wer ich bin; ich will's ihnen zeigen! — Und du willst auch so einfältig seyn, und willst dir's gefallen lassen?“ So zankte sie fort, bis er ihr versprach, sie zur Königin zu machen.

Darum ging er hinaus an den See, und sagte wieder sein altes Sprüchlein: „Fischlein, Fischlein in dem See!“ und das Fischlein kam wieder, und fragte wieder: „Was willst du, lieber Graf Dudeldee?“ Er brachte sein Anliegen vor, daß er

gerne König wäre; das Fischlein sagte: „Du bist's!“ Und er kam heim, und fand sein Lustschloß ganz prächtig verändert, und viel größer; Kammerherrn, Marschälle, und Minister mit goldenen Schlüsseln und mit Sternen empfingen ihn unter tiefen Verbeugungen. Sein Kopf wurde ihm ganz schwer; er wollte den Hut abziehen, aber siehe da! statt des Hutes hatte er eine schwere goldne Krone auf dem Haupte. Und als er seine Frau sahe, erkannte er sie fast nicht mehr, so glänzte ihr Gewand von Gold und Juwelen. Aber als er sie fragte, ob sie jetzt zufrieden wäre, sagte sie: „Ja, bis ich wieder etwas Besseres weiß. Ich wäre ja eine Närrin, wenn ich's besser haben könnte, und nähm's nicht an.“

So lebten sie jetzt aber doch eine Weile zufrieden, und Dudeldee's Frau wünschte sich nichts mehr; denn sie hatte ja Alles, was sie sich nur hätte wünschen können, hatte sich auch gerächt an den Gräfinen, die sie die Fischgräfin geheißen hatten. Aber endlich fehlte ihr doch wieder einmal etwas. Sie hörte in der Zeitung lesen von der Pracht und dem Aufwande, der an andern Königshöfen herrschte, und hörte, daß es andere Könige und Kaiser gäbe, die über weit mehr Leute und über weit mächtigere Reiche zu befehlen hätten, als Du-

deldee. Darum lag sie ihm wieder an, und quälte ihn, bis er ihr versprach, der mächtigste König zu werden, der nur auf Erden seyn könne.

Er tauchte sein Netz wieder ein, und rief:

„Fischlein, Fischlein in dem See!"

„Was willst du, lieber König Dudeldee?" fragte das Fischlein, und Dudeldee sagte: „Mache mich doch gleich zum mächtigsten König, oder Kaiser auf Erden." Und gleich war er's auch. Denn, als er heim kam, da waren schon Gesandte und Deputirte aus allen Reichen und Welttheilen da; Kammerherren, mit dem Hute unter dem Arm, gingen hin und her; Bauern, die Prozesse hatten, wollten zu ihm; Schildwachen gingen auf und ab; eine Kutsche mit zehn Pferden, und zwanzig Vorreutern, und sechs Läufer standen immer zum Wegfahren bereit; Pfauen und Perlhühner waren in einem Nebenhofe; kurz, es war da Alles, was einen so großen Kaiser nur ergötzen konnte, ja sogar zwei Hofnarren waren immer um ihn.

Der neue Kaiser Dudeldee war freilich im Anfang darüber böse, daß ihn die zwei närrischen Menschen immer verfolgten, wohin er gehn mochte, und beschwerte sich darüber bei seiner Frau, weil er denn

doch lieber in der Gesellschaft von vernünftigen Leuten, als bei Narren, seyn wollte. Sie sagte ihm aber, das verstehe er nicht; das müßte so seyn; alle sehr großen Herren hätten solche Hofnarren; er werde denn doch kein Narr seyn, und eine Ausnahme machen wollen.

Endlich ließ er sich's gefallen, und war nur froh, daß seine Frau zufrieden war. Aber die Freude dauerte nicht lange. Er kam einmal zu ihr, und traf sie ganz traurig an. „Was fehlt dir?" fragte er sie. „Ach!" sagte sie, ich bin verdrüßlich über das Regenwetter. Das dauert nun doch schon vier Tage an, und ich möchte so gern Sonnenschein haben. Ueberhaupt ich wollte, ich könnte Alles machen, was der liebe Gott kann, daß ich Frühling haben könnt', und Sommer und Herbst und Winter, gerade wann ich wollte. Geh' hin, und mache, daß ich's kann." So sagte sie und ihm gefiel es selber. „Wie," dachte er, „wenn du jetzt im Regen hinaus gingst, und kämst heim im Sonnenschein, den deine Frau gemacht hätte; da könntest du auch die Narren wieder los werden." Aber er widersprach ihr doch, und sagte, das könnte wohl eine Sünde seyn, so etwas zu begehren. Da schalt sie ihn wieder einen Thoren, und ließ ihm keine Ruhe, bis er's ihr versprach.

Und er schlich sich gleich mit seinem Fischnetze zu einer Hinterpforte im Regen hinaus, ging an den See, tauchte sein Netz ein, und rief wieder, wie sonst:

„Fischlein, Fischlein in dem See!"

„Was willst du, lieber Kaiser Dudeldee?"
fragte ihn das Fischlein. „Ach," sagte er, „weiter nichts, als meine Frau möchte gern können, was Gott kann: Regen und Sonnenschein machen, und Frühling und Sommer und Herbst und Winter, wann sie gerade will."

„So? und weiter nichts? fragte das Fischlein. „Nein, nein, lieber Hanns Dudeldee! das möchte „sonst eine gar wunderliche Haushaltung in der Welt „geben. Nein, deine Frau ist auch gar zu übermü„thig und ungenügsam. Darum sey du wieder der „alte arme Fischer Dudeldee, der du vorher warst. „Ich weiß ja doch, daß du selbst auch damals zu„friedener und ruhiger lebtest, als jetzt, und daß dir's „nicht nach all der lächerlichen Pracht leid thun „wird."

„Ach, nein!" sagte er, wenn ich nur die Narren „wieder los werde."

Da antwortete das Fischlein: „Geh' nur hin; es ist so!" und verschwand.

Und er stand wieder da, wie das erstemal, ohne Wamms, nur in seinen schmutzigen ledernen Hosen, und war wieder der alte Fischer Dudeldee.

Und als er heim kam, da war wieder das Schloß fort mit aller seiner Pracht, und da stand wieder seine kleine, bretterne Hütte, und seine Frau saß darin in ihren schmutzigen Kleidern, und schaute wieder heraus durch ein Astloch, wie vormals, und war wieder die Frau des Fischers Dudeldee.

Und er fand [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Und als er heim kam, da war wieder das Schloß fort mit aller seiner Pracht, und da stand wieder seine kleine, hölzerne Hütte, und seine Frau saß darin in ihren schmutzigen Kleidern, und schaute wieder heraus durch ein Guckloch, das verbaut, und war wieder die Frau des Fischers [illegible].

III.

Eine Fabel
von
treuer Freundschaft.

Der Rabe, den die Vögel für einen Weisen halten, saß auf einem Baume des Waldes. Da kam der Vogelsteller, stellte sein Netz, streute Saamenkörner darein, und ging wieder fort. Aber der Rabe fürchtete sich vor dem Netz, und versteckte sich in das dichte Laub. Und ein Schwarm wilder Tauben kam, und sahe das schöne Gerstenfutter, und setzten sich alle, und fraßen. Aber das Netz fiel zu, und sie waren gefangen, und flatterten darin herum. Da sprach die Führerin des Schwarmes: „Uns hilft nicht also hin und her zu flattern; laßt uns aber versuchen, alle auf einmal in die Höhe zu fliegen; vielleicht vermögen wir's, das Netz mitzunehmen." Und sie flogen alle zusammen in die Höhe, und nahmen das Netz mit sich.

Aber der Rabe hatte alles mit angesehen, wie Einigkeit sie stark machte, und flog in der Ferne nach.

Und die Tauben hatten sich niedergesetzt in ein Fruchtfeld, in der Nähe eines Baumes, und beriethen,

wie sie aus dem Netze kommen möchten. Da sprach eine von dem Schwarm: „Ich habe schon längst Freundschaft geschlossen mit einer Maus, die hier in der Nähe wohnt. Ich will ihr rufen, daß sie das Netz zernage?“ Und sie rief der Maus. Die kam aus ihrer Höhle heraus, und zernagte bald die Schnüre, und die Tauben flogen fröhlich davon, und dankten der Maus für ihre Befreiung.

Der Rabe hatte alles mit angesehen, und dachte bei sich: „Ein treuer Freund ist doch ein großes Gut!“ und setzte sich deßhalb in die Nähe des Mausloches, und rief der Maus, weil er Freundschaft mit ihr machen wollte. Als aber die Maus heraus kam, und den Raben erkannte, floh sie schnell wieder in ihr Löchlein. Aber der Rabe rief ihr wieder, und sagte: „Was fliehst du mich? willst du nicht meine Freundin werden?“

Und die Maus antwortete ihm: „Nein, das geht nimmermehr an. Denn in Kurzem würde deine angeborne Lust nach meinem Fleische dich unserer Freundschaft vergessen machen, und du würdest mich, wie jede andere Maus, auch auffressen.“

Das redete ihr aber der Rabe aus, und sie lebten beisammen ohne Mißtrauen, und waren zufrieden. Nur sehnte sich der Rabe nach seinem ersten Aufenthalte, denn er fürchtete sich vor den vorübergehenden

Jägern. Darum sagte er eines Abends zu der Maus: „Wenn du nichts dawider hast, so wollen „wir wegziehen von diesem Orte, weil es hier nicht „verborgen genug ist. Ich will dich an einen viel „heimlichern Ort bringen, wo ich auch eine treue „Freundin habe, die Schildkröte, bei der wir künf„tig wohnen wollen." Und die Maus war mit dem Vorschlage zufrieden, denn auch ihr war es unheim da, weil eine Katze oft in das Feld kam und ihr nachstellte. Und der Rabe faßte sie mit dem Schnabel bei ihrem Schwänzlein, und trug sie durch die Lüfte, und setzte sie unter seinem Baume nieder, und rief der Schildkröte, seiner Freundin.

Aber die Schildkröte kam hervor aus ihrem Teiche und freuete sich, daß ihr Nachbar wieder da sey, und freuete sich, daß er noch eine Freundin, die Maus, mitgebracht habe. Und die Maus grub sich ein Löchlein, und wohnten beisammen alle drei in Friede und Eintracht.

Und als sie eines Tages so beisammen saßen, und vieles plauderten von der Welt Lauf, da kam eilends ein Hirsch gelaufen, der blieb am Teiche stehen, und sahe sich um. Da flog die Schildkröte in ihr Wasser, tauchte unter, und die Maus verkroch sich in ihr Löchlein. Aber der Rabe schwang seine Fittige, und flog in die Höhe, zu sehen, ob der Jäger den Hirsch

verfolge. Er sah aber nichts, und kam herunter, und sprach zum Hirsch: „Sey ohne Furcht, hier ist keine „Gefahr. Noch kein Jäger ist in diese Gegend des „Waldes gekommen. Wenn es dir hier gefällt, so „kannst du hier wohnen. Um den See wächst schö„nes Futter, und sein Wasser ist frisch zum Tranke."

Und als er dieß gesagt, rief er der Maus und der Schildkröte, und sie kamen hervor und redeten dem Hirsch auch zu, daß er bleiben sollte.

Aber der Hirsch sah umher; das Gras war schön, das Wasser frisch, und der Ort sicher vor Nachstellung. Er machte sich also eine Lagerstätte aus Laub und Moos, und wohnete bei ihnen, und sie hielten treue Gemeinschaft mit einander. Eines Abends war aber der Hirsch nicht heimgekommen. Da war seinen Freunden bange, es möchte ihm ein Unheil widerfahren seyn; und der Rabe flog aus auf Kundschaft, und sah seinen Freund liegen gefangen in einem Netze. Und er flog zurück, und brachte seinen Genossen die Nachricht, und berieth sich mit ihnen, wie man ihn befreien möge.

Da sprach die Maus zu ihm: „Nimm du mich, „und trage mich hin, daß ich ihm das Netz zer„nage." Und der Rabe trug sie schnell hin, und sie nagte an dem Netze. Da kam auch die Schildkröte daher, und der Rabe und die Maus schalten,

daß sie gekommen wäre. Und der Rabe sagte: „Wo-„hin willst du denn fliegen, wenn der Jäger kommt? „Ich fliehe fort, der Hirsch läuft weg, die Maus „verkriecht sich, was willst aber du machen? Dein „Gang ist langsam, du kannst dich nicht retten." Und indem der Rabe noch so redete, kam der Jäger schon gegangen, zu sehen, ob er etwas gefangen habe in seinem Netze. Und als er den Hirsch darin sahe, freute er sich schon. Allein ehe er noch hinkam, war das Netz schon zernagt, der Hirsch sprang in das Dickicht, der Rabe flog weg, die Maus verkroch sich, aber die Schildkröte stand, und zitterte vor Schreck an allen Gliedern.

Da ärgerte sich der Jäger, daß ihm die schöne Beute entgangen war. Um aber doch nicht ganz leer nach Hause zu kommen, nahm er die Schildkröte, wickelte sie in das zernagte Netz, und ging weg. Doch die Maus hatte dem Allen zugesehen, und rief ihre Freunde schnell zusammen, und berieth mit ihnen, wie man die Schildkröte wieder befreien könnte. Da schlug der Rabe vor, der Hirsch sollte sich, wie todt, an den Weg legen, an dem der Jäger vorbei kommen mußte, und er wollte auf ihm sitzen, als ob's ein Aas wäre, von dem er fräße. Wenn das der Jäger sähe, so würde er gewiß sein Netz niederlegen, und hinzugehen. Dann sollte der

Hirsch aufspringen, und langsam hin und her laufen, als hätt' er ein Gebrechen an dem Fuß, und sollte so den Jäger immer reizen, und bis an ihn kommen lassen, dann aber immer wieder entspringen; und das so lange, bis die Maus derweile das Netz zernagt, und die Schildkröte sich im Walde verkrochen hätte. Dann wollten sie auf einmal Alle davon eilen.

Und wie sie's beschlossen hatten, so thaten sie auch. Der Jäger warf gleich die Schildkröte hin, und eilte dem Hirsch nach. Als aber die Schildkröte und das Mäuslein in Sicherheit waren, da sprang der Hirsch auf einmal davon, und eilte schneller, als der Jäger sich's versah, ihm aus den Augen, und kam mit seinen Genossen wieder bei ihrer Wohnung an. Und freuten sich Alle, daß sie durch ihre Freundschaft einander gerettet hatten.

IV.

Die Fabel

von

dem zornigen Löwen.

In einer großen Wildniß lebten viele und mancherlei Thiere beisammen, ruhig und friedlich. Es ließ sich aber eben daselbst auch ein großer furchtbarer Löwe blicken, der ihre Ruhe störte. Denn er raubte sich täglich etliche Thiere zur Speise. Sie lebten daher seinetwegen in beständiger Furcht, und man berathschlagte hin und her, wie man doch wohl den Löwen auf eine gute Art wegschaffen könnte.

Sie dachten her und dachten hin, und dachten hin und dachten her: die Furcht war groß, und die Hoffnung, die Gefahr abzuwenden, war klein. Sie liefen umher, so traurig und verscheucht; der Esel senkte seine Ohren rückwärts; der Hase ging gar nicht mehr ans Tageslicht; der Hirsch hielt sich verborgen; das Reh floh kurz, es war eine Ver=

wirrung unter dem ganzen Thiergeschlechte, so, daß keines mehr seine vorige Fröhlichkeit hatte, seit man gemerkt, daß ein Löwe in der Nähe war.

Nur der schlaue Fuchs hatte nicht allen Muth verloren. Heimlich war er schon dem Löwen nachgeschlichen, und hatte seine Wohnung auskundschaftet; Tag und Nacht hatte er berathschlagt mit seinen Freunden, endlich war ihm ein Gedanke gekommen, den er gut ausführen zu können glaubte, und der sie Alle von ihrer Furcht erretten konnte.

Er rief daher alle Thiere zusammen, trug ihnen vor, daß er ein Mittel wüßte, wie man den schrecklichen Löwen aus dem Wege schaffen könnte, und machte sich auch verbindlich, selbst den Plan auszuführen, wenn die stärkeren Thiere ihm versprächen, seiner in Zukunft immer zu schonen. Natürlich versprachen ihm alle Sicherheit; der Wolf und Hund versicherten ihn ihrer Freundschaft; und feierlich versprach er dagegen, sie, ehe zweimal die Sonne sich neige, von ihrer Furcht vor dem Löwen zu befreien.

Sogleich machte er sich auf den Weg nach der Löwenhöhle. Aber unterwegs nahm er einen grünen

Zweig in's Maul, damit der Löwe sähe, daß er als Abgesandter komme. Am Eingang in die Höhle blieb er stehen, neigte sich zitternd mit dem Kopf auf die Erde, und sagte mit bebender Stimme: „Vor Allem bitte ich dich, Herr Löwe, du wollest „mich wenigstens nur so lange leben lassen, bis ich „ausgeredet habe, und bis du meinen Antrag ge„hört hast. Hernach magst du über mich beschließen, „was dir beliebt, denn ich bin ja schon in deiner „Gewalt."

Eben hatte der Thierkönig sein Mittagsschläfchen gehalten, und lag noch auf seinem Lager von Moos und Erde. Neben hatte er noch eine schöne Hälfte von einem jungen Rehe liegen, das er heute erlegt hatte. Er war gerade bei guter Laune, deßwegen ward er auf des Fuchses Anrede neugierig, was er wohl vorzutragen habe, und nickte dem armen Schächer darum ganz gnädig zu, er sollte nur reden.

Das machte dem Fuchse wieder Muth, er ging noch einen kleinen Schritt vorwärts, und redete ihn schon mit mehr Muth an: „Ich bin von allen „Thieren, die hier in der Gegend herum wohnen, „zu dir gesandt. Ich soll dir sagen, wie wir Alle „deine Macht über uns anerkennen, dich zu unserm

„Könige wählen, und dich bitten, du mögest uns „gegen andere mächtige Feinde vertheidigen und „schützen. Du sollst unser König seyn. Zur Be„lohnung für deine Regierung sollst du auch in „Zukunft keine Nahrungssorgen mehr haben. Wir „wollen täglich Einen von uns durch's Loos er„wählen, denn ich dir dann alle Morgen zur Speise „bringen werde."

Dieser Vorschlag gefiel dem Löwen sehr. Denn er war schon betagt und kam jetzt in die Jahre, wo man die Ruhe liebt. Mit den Jahren hatte auch seine Kraft schon so abgenommen, daß er nicht mehr jagen und kämpfen konnte, wie ehemals. Da er auch nichts Arges von dem listigen Fuchs fürchtete, bezeigte er ihm sein Wohlgefallen über seinen Vorschlag.

Gleich am andern Morgen machte sich der Fuchs mit dem Frühesten auf die Beine. In der Nähe der Löwenhöhle hielt er sich verborgen. Als der Löwe nun aufwachte, und die Sonne schon hoch am Himmel stehen sah, ward er ungeduldig, daß seine Speise so lange ausblieb. Er richtete sich auf und brummte. Kaum hörte das der Fuchs, so lief er schnell hin, stellte sich, als käme er eben erst weit her gelaufen, warf sich keuchend vor dem Löwen nieder, und leckte ihm die Klauen.

„Wo bleibst du so lange?“ fuhr ihn dieser zornig an; „Was verziehst du so lange, mir meine „Speise zu bringen, die ihr mir doch freiwillig zu„gesagt habt?“

„Ach! mein lieber Herr König,“ antwortete der Fuchs, „meine Schuld ist es nicht. Bei guter Zeit „ging ich diesen Morgen aus, um dir einen andern „recht fetten Fuchs zu bringen, den das Loos getrof„fen hatte. Aber unterwegs, — ich war noch ein „gutes Stück von deiner Wohnung, da kam ein an„derer Löwe, und fragte uns, wohin wir gingen. „Ich sagte ihm, ich wolle dir, meinem Herrn, seine „Speise bringen. Was? sagte er, dem? und ich „bin doch euer König, kein Andrer außer mir. Mir „gehört diese Speise. Ich will euch schon gegen den „schützen! Und so nahm er mir denn deine Speise „weg. Ach, es that mir gar leid; es war wohl der „fetteste von meinen Brüdern, den ich Niemand ge„gönnt hätte, als dir.“

Der Löwe war aber ein gar zorniger Löwe, und kaum hatte er sich in seinem Zorne ruhig halten können. Er sprang wild von seinem Lager auf, und brüllte, und fragte hastig, ob er denn wisse, wo der andere Löwe wohne.

„O ja!“ antwortete der listige Fuchs, „folge „mir nur nach, ich will dich zu seiner Höhle führen.“

Er ging voraus, und mit zusammengezogenen Stirnrunzeln folgte ihm der Löwe, der unterwegs schon seine Klauen wetzte, wenn er an einem Steine vorbei kam, und knirschend seine Zähne probte.

Endlich blieb der Fuchs zwischen Felsen und Bäumen auf einem ziemlich freien Platze stehn. Da war ein tiefer, tiefer Brunnen. In den guckte er hinunter und rief dem Löwen: „Komm, komm, „da unten steht er, da steht er!“

Da ging der Löwe hin, und guckte hinab, der Fuchs aber stellte sich schnell zwischen seine Beine, und sagte: „Sieh, sieh, er hat meinen Kamera„den noch unversehrt zwischen den Füßen.“ Und der Löwe sah sein Bild und des Fuchses Bild abgespiegelt im Wasser, und meinte, das sey der andere Löwe. Er schrie brüllend einen Schimpfnamen hinunter, und hörte denselben Schimpfnamen wieder dumpf herauf hallen; denn das Echo gab seine Stimme zurück.

Und er meinte, der andere Löwe wolle seiner spotten. Da konnte er sich nicht mehr halten. Er sprang hinab, und — lag im Wasser, und konnte sich nirgends heraus helfen, denn der Brunnen war zu tief und die Wände umher bestanden aus lauter glatten senkrechten Felsenplatten. Der Fuchs rief aber noch etliche Thiere aus der Nähe zusammen,

und nun warfen sie schnell Holz und Steine, und was sie fanden, auf den betrogenen Löwen, bis er ertrunken war.

Aber jetzt war Freude und Jubel im ganzen Thierreiche, und alles dankte dem Fuchse für die große Wohlthat, die er dem Lande erwiesen hatte, und weit und breit rühmte man seine List. Auch bekam er von allen Geschenke, bald ein Huhn, bald eine Gans, bald Eier, bald Honig, bald Krebse, wie eben jedes so etwas in seiner Haushaltung erübrigen konnte. Und er führte ein herrliches Leben, und pflegte sich in seinem Alter.

V.

Das Mährchen
von
den drei Königssöhnen.

Das Wasser des Lebens?

Vor uralten Zeiten lebte im Morgenlande ein König; der hatte drei Söhne. Aber die zwei ältesten waren schon in ihrer Kindheit gar ausgelassen und muthwillig, aber klug. Der jüngere hingegen war folgsam und gut, aber nicht so klug, als seine Brüder.

Als nun der älteste von den drei Königssöhnen achtzehn Jahre alt war, gab ihm sein Vater ein Pferd, und ein Ritterkleid und ein Schwert, und ließ ihn ausziehen, die Welt zu sehen, und sich ritterlich zu erzeigen in fremden Landen. Und er ritt fort, und ritt weit und breit umher, und lebte ausschweifend und unordentlich, und kam nimmer heim, vergaß seinen Vater, und schickte nicht Nachricht von sich, wie es ihm ergangen sey.

Und der zweite von den Königssöhnen ward auch achtzehn Jahre alt, und sein Vater gab ihm auch

ein Pferd, ein ritterliches Kleid und ein Schwert, und ließ ihn auch ausreiten in die Welt, um fremde Lande zu sehen, und sich ritterlich darin zu erweisen und auch nach seinem ältern Bruder zu forschen. Und er ritt fort, und trieb's, wie sein Bruder, und kam nimmer heim, und schickte nicht Nachricht, wie es ihm ergangen sey.

Da ward der alte König traurig, und meinte, seine Söhne wären beide todt, und härmte sich ab, und beklagte ihren Verlust. Aber als der dritte Sohn auch achtzehn Jahre alt war, ging dieser eines Tags zu seinem Vater, und bat ihn, er möge doch ihm auch ein und Schwert geben, und ihn reiten lassen in die Welt, wie seine Brüder gethan hätten.

Da weint' aber der alte König, umarmte seinen Sohn und sprach: „Willst du mich auch verlassen, und mir verloren gehen, wie deine Brüder mir verloren sind? Nein, mein einzig Kind, du mußt meine Stütze seyn in meinem Alter." Und sein jüngster Sohn stand ab von seinem Bitten, obgleich er's ungern that.

Es stand aber an etliche Tag'; da hatte der alte König einen wunderbaren Traum. Er stand in seinem Garten, so war's ihm, da wuchsen zwei Oelbäume auf. Und sie waren im Anfange schön und schienen gesund. Aber bald fingen sie an zu trauern,

und die Früchte fielen ab, und die Blätter wurden gelb, und die Zweige schienen dürr. Da wuchs schnell zwischen ihnen auf ein Palmbaum, und schoß hoch auf, und beschattete die kranken Oelbäume, und goß seinen Thau auf sie, und auch sie wurden wieder gesund und frisch.

Da ließ der König Morgens seine Traumdeuter und Weisen kommen, daß sie ihm den Traum auslegten. Und die Traumdeuter sagten: „Die zwei Oelbäume sind deine zwei ältesten Söhne, und der Palmbaum ist dein jüngster Sohn. Die zwei Oelbäume wurden bald dürr, so werden deine zwei ältesten Söhne bald zu Grunde gehen; aber den Palmbaum, deinen jüngsten Sohn, mußt du ziehen lassen, daß er seinen Brüdern beistehe, sonst sind sie für dich verloren."

Als der König das hörte, gab er seinem jüngsten Sohn ein Pferd und Schwert, und ließ ihn mit Thränen von sich.

Aber der jüngste Königssohn zog aus in die Welt, und ritt weit umher, und ihm war es wohl im Freien, und sah viel Land und Leute, und erwieß sich überall, wo er herbergete, als ein braver Rittersmann. Und kam so weit fort in ferne, ferne Länder. Es geschah aber eines Abends, da kam er in einen dichten Wald, und fand keinen Ausgang. Wie er so ritt, siehe, da standen zwei Männer am Wege, und wie er sie fragte, wo der Weg hinginge aus dem Walde, da erkannte er seine ältern Brüder, und freuete sich über sie. Sie aber fingen an zu schelten, und sagten: „Können wir, die wir klüger sind, kaum durch die Welt uns schlagen, wie willst du durchkommen, der du einfältig bist.“ Denn die ältern Königssöhne waren klüger für die Welt, dem jüngern aber fehlte die Weltklugheit.

Jetzt ward es Abend; nur selten fiel am Abhange des Bergwaldes ein Strahl der untergehenden Sonne durch die Fichtenstämme. Da beriethen die drei Königssöhne, welchen Weg sie einschlagen wollten, daß sie eine Herberge fänden. Und sie wendeten sich nach der Höhe des Berges, ob sie von oben nicht ein Haus, oder nur ein freies Feld erblickten. Da kamen sie vorbei an einem Amei=

senhaufen. Den wollten die ältesten Brüder zerwühlen, daß sie sehen könnten, wie die Thierlein ihre Eier herumschleppten. Aber der jüngste Bruder stieg von seinem Pferd, und wehrte ihnen, daß sie's nicht thäten. Und als sie vorbeigingen, da redete ihn der Ameisenkönig an, und sprach: „Wer „du auch seyn magst, Fremdling, ich danke dir, „daß du deinen Reisegefährten wehrtest, und so „großes Unglück von uns armen Thierlein abwen„detest. Wenn ich dir einmal nützen kann, so komm „nur, und du sollst sehen, daß ich dir Alles mit „Freuden thue."

Und sie gingen eine kleine Strecke weiter, und kamen an einen See, der war bedeckt mit einem ganzen Schwarm Enten. Da wollten die ältesten Brüder drüber her, und sich einige erlegen, daß sie ein Abendessen hätten. Aber der jüngste Bruder wehrte ihnen, und sagte: „Laßt die armen Thiere. Wir werden doch diesen Abend etwas zu essen finden." Und sie ließen die Enten in Ruhe. Als sie aber vorbei gingen, schwamm der König der Enten herzu, und dankte dem jüngsten Königssohn, und sagte: „Wenn ich dir einmal in etwas dienen kann, „so soll's mit Freuden geschehn."

Darauf gingen sie weiter, und kamen an einen Eichbaum, darin sich ein Schwarm Bienen eingebaut hatte, und es war so viel Honig in den Zellen, daß er am Stamm herunter floß. Als die zwei ältesten Königssöhne das sahen, wollten sie Feuer in die Baumhöhle machen, daß die Bienen umkämen, um sich den Honig zu fassen. Da wehrte aber der jüngste wieder ab und sagte: „Laßt die armen Thierlein! „bringt sie nicht um des Bischen Honigs willen „um." Und sie wollten weiter ziehen, da flog die Bienenkönigin heraus, dankte ihm, und sprach: „Kann ich dir einmal mit etwas dienen, so befiehl „nur, ich will's mit Freuden thun."

So gingen sie noch eine kleine Strecke und kamen aus dem Walde. Da stand ein altes Schloß, in diesem wollten sie herbergen. Das Schloß war aber ganz wundersam gebaut, und nichts Lebendiges war drinnen. Sie gingen ein durch das Thor, und der jüngste führte sein Pferd in einen Stall; da standen lauter steinerne Pferde. Sie gingen die Stufen hinauf, da kamen sie auf einen Vorplatz, der war mit Marmor geplattet, und hohe Säulen bildeten die drei Eingänge. Den einen bildeten silberne Säulen, den andern bildeten goldne Säulen, und den dritten Eingang bildeten gar diamantne Säulen. Und sie

gingen ein durch den ersten Eingang, und kamen in eine Reihe Zimmer, darin Alles, Wände und Geräthschaften, von getriebenem Silber war. Aber sie gingen durch alle Zimmer, und fanden am Ende eine Thüre, die verschlossen war durch drei Schlösser. Aber durch ein Lädlein konnte man hinein sehen in das Gemach. Und drinnen am Tische saß ein altes eisgraues Männlein, dem der Bart ging bis auf die Füße. Diesem riefen sie zu, aber es hörte nicht. Sie riefen ihm zum zweitenmal, aber es hörte nicht; und sie riefen ihm zum drittenmal, da stand es auf, und kam heraus, und empfing sie freundlich, und bewirthete sie den Abend auf's allerbeste, und wieß ihnen weiche Betten mit seidenen Vorhängen zu Schlafstätten an. Aber es sprach kein Wort, und antwortete auf keine ihrer Fragen. Doch den drei Königssöhne behagte es wohl, daß sie in eine so gute Herberge gekommen waren.

Als sie aber am andern Morgen erwachten, lag jeder zwar in einem schönen Zimmer, darin aber alle Thüren verschlossen waren, daß Keiner von ihnen herauskommen konnte; und bei dem ältesten stand das eisgraue Männlein mit dem langen Barte, und winkte ihm, daß er ihm folge. Dieser folgte ihm aber ganz ängstlich, und sie gingen ein durch den

goldenen Eingang, und kamen in einen großen geräumigen Saal, darin Alles von getriebenem Golde gearbeitet war. Und der Alte wies mit seinem schwarzen Stab über die Thüre. Da standen die Worte: „Jeder Fremdling, der die Schwelle dieses Schlosses betritt, muß es versuchen, drei Arbeiten zu vollbringen. Wenn er diese glücklich ausführt, so ist sein Glück auf immer gegründet; vollbringt er sie nicht, so mag er als Stein bis zur Stunde der Erlösung harren auf dem Flecke, wo ihn der letzte Strahl der Abendsonne bescheint."

Als der älteste Königssohn diese Worte gelesen, begehrte er die erste der Arbeiten zu wissen, und stand zwischen Furcht und Hoffnung, ob er sie wohl vollbringen könnte.

Da berührte das Männlein mit seinem Stabe die Wand, und es sprang eine Thüre auf, und der Königssohn sah ein Gemälde, das stellte die Gegend dar, wo der Ameisenkönig seinen jüngsten Bruder angeredet hatte. Und darunter standen die Worte: „Drei tausend Perlen, der Hauptschmuck der Prinzessin Pyrola und ihrer

zwei Schwestern, liegen hier im Moose zerstreut. Diese hast du zu sammeln, daß auch die letzte nicht fehlet.

Aber der Königssohn erkannte die Gegend, und eilte hinaus, und sammelte eifrig. Doch Mittag kam, und er hatte nicht hundert beisammen; die Sonne ging unter, da hatte er noch nicht dreihundert gesammelt; und der letzte Sonnenstrahl traf ihn, da sank er nieder, und war Stein.

Den andern Morgen stand das graue Männlein beim zweiten Königssohn, und winkte ihm mit seinem schwarzen Stabe, daß er ihm folge, und er folgte ihm. Und das Männlein zeigte ihm auch die Ueberschrift über der Thüre im goldenen Saale, und zeigte ihm das Gemälde. Da eilte der zweite Bruder auch hinaus, und sammelte emsig, und sammelte bis an den Abend; aber er hatte keine drei hundert der kleinen Perlen beisammen, da ging die Sonne unter, und er sank nieder, und war ein Stein, wie sein Bruder.

Nun kam der dritte Morgen. Da stand das eisgraue Männlein bei dem jüngsten Königssohn, und führte auch ihn in den Saal, und ließ ihn die Schrift lesen über der Thüre, und zeigte ihm

das Gemälde, und winkte ihm hinaus zu gehen, weil er traurig da stand. Da ging der dritte Königssohn hinaus, und sah die kleinen, kleinen Perlen so weit zerstreut und im Moose versteckt; und als er das sah, und merkte, daß es unmöglich sey, sie zu sammeln, bis auf die letzte, da setzte er sich hin, und weinte bitterlich, und beklagte seinen armen Vater, der jetzt alle seine Kinder verloren habe. Und wie er so weinte, und wehklagte, da hörte er eine Stimme ihm rufen: „Warum weinst du, lieber Fremdling?" Da sah er auf, und erblickte den Ameisenkönig, und klagte dem seine Noth.

Der Ameisenkönig aber sprach: „Ist es weiter „nichts? o dann sey nur ruhig, dann soll dir bald „geholfen seyn." Als er dieß gesagt, ging er in den Ameisenhaufen, und kam bald mit mehr denn fünftausend Ameisen hervor, und alle sammelten an den Perlen, und zählten sie dem Königssohn in den Hut; und als er sie alle hatte, bis auf die letzte, da sprach der Ameisenkönig: „Gehe hin, du „hast sie alle! und danke mir nur gar nicht, denn „du hast noch mehr um uns verdient, als diesen klei„nen Gefallen."

Da lief der jüngste Königssohn hinein in das Schloß, und brachte dem Männlein die Perlen. Und das eisgraue Männlein erstaunte darüber; und

führte ihn wieder in den goldenen Saal, und berührte eine andere Wand. Diese that sich wieder auf, und es stellte sich ein Gemälde dar, das den See bedeutete, worauf der Entenschwarm sich aufhielt, und darunter standen die Worte: „In der Tiefe des Sees liegt der Schlüssel zu dem Schlafgemach der Prinzessin Pyrola und ihrer zwei älteren Schwestern. Du mußt ihn gefunden haben, ehe die Sonne untergeht."

Und der Königssohn erkannte den See, und eilte hinaus, und kleidete sich aus, um hinein zu waten und den Schlüssel zu suchen. Doch wie er hineinsteigen wollte, da schwamm der König der Enten zu ihm her, und fragte: „Was begehrst du, „lieber Fremdling?" Da sagte der Königssohn, was er in dem See suchen wollte. Aber der Entenkönig antwortete: „Der See scheint zwar nicht sehr tief, allein sein Grund besteht aus einem weichen „und tiefen Schlamm, worin du untersinken würdest; „laß mich für den verlorenen Schlüssel sorgen." Und er befahl allen Enten unterzutauchen, und den Schlüssel zu suchen. Und sie tauchten unter, und gleich brachte eine derselben den verlorenen goldenen Schlüssel in ihrem Schnabel herzu, und der Enten-

könig überreichte ihn dem Königssohn, und sprach: „Nimm ihn hin, und danke nicht, du hast noch „mehr um uns verdient, als diesen kleinen Ge= „fallen.“

Der Königssohn beeilte sich aber, und brachte den Schlüssel dem eisgrauen Männlein, und kaum hatte es den Schlüssel in Händen, da bekam es seine Sprache wieder, und dankte dem Königssohne mit Freudethränen, und sprach: „Schon zwei tau= „send Jahre muß ich hier lebendig, aber stumm, „sitzen in diesem Schlosse, und auf Erlösung harren. „Nun hast du, glücklicher Fremdling, nur noch ein „Geschäft, aber das schwerste, zu vollbringen, dann „ist dein Glück und mein Glück wieder völlig ge= „gründet.“

Da fragte der jüngste Königssohn, was das für ein Geschäft wäre. Aber das eisgraue Männlein führte ihn an eines der hohen Fenster des Saales, und ließ ihn hinaussehen. Man übersah daselbst eine große Wildniß, die sich so weit in die Ferne hinaus= zog, daß man ihr Ende nicht ersehen konnte. Dar= auf sprach das eisgraue Männlein zu ihm: „Sieh, „mein Sohn! diese Wildniß war einst ein blühen= „des Land, übersäet mit volkreichen Städten, „Dörfern, Landhäusern, Mühlen und Meyerhöfen. „Fruchtbare Felder wechselten mit Rebenhügeln

„und Wiesengründen, mit Oelgärten, Pomeran=
„zen= und Kastanienwäldern. Und ich war der
„König dieses glücklichen Reiches, war geliebt von
„meinen Unterthanen, und lebte in Frieden mit
„allen Nachbarsfürsten. Was mich aber am meisten
„beglückte, waren drei engelfromme und wunder=
„schöne Töchter, Rubia, Briza und Pyrola,
„die der Himmel mir und meiner Gemahlin in
„den drei ersten Jahren meiner Regierung schenkte.
„— Doch kein Glück dieser Erde ist vollkommen,
„und auch das unvollkommene Glück ist nicht im=
„mer dauernd. Dieß habe ich, leider! erfahren.“

Bei diesen Worten kamen dem eisgrauen Kö=
nige die Thränen in die Augen, er lehnte sich an
des jungen Königssohnes Arm, und weinte eine
Weile in der Stille. Endlich richtete er sich wieder
auf, trocknete seine Thränen, und fuhr fort: „Ich
„hatte die Mutter meiner Töchter nicht recht ge=
„kannt, als ich sie zur Gemahlin wählte, sonst
„hätte mich nichts in der Welt dazu bewegen
„können, daß meine Wahl gerade sie getroffen
„hätte. Denn sie war eine Serpentine. Du
„verstehst vielleicht besser, was eigentlich eine
„Serpentine ist, wenn ich sie dir mit den
„Namen Höhlenweib, Schlangenmutter

„nenne, wie sie auch an andern Orten genannt „werden, weil sie ursprünglich in dunkeln Berg= „höhlen leben, und dort giftige Schlangen und „Salamander aus allerlei Wurzeln und Kräutern „kochen, die sie denn zum Eckel und zur Pein „für die Menschen aus ihren Höhlen auf die Erde „herausschicken. Solch eine Serpentine war meine „Gemahlin, und sie wußte sich lange vor mir zu „verbergen. Erst als meine jüngste Tochter Pyrola „schon sechzehn Jahre alt war, kam ich zufällig „einmal unvermuthet in ihr Gemach, und fand „sie, als sie eben bei verschlossenen Läden vor einer „Kohlpfanne saß, und aus einem daraufstehenden „Kessel neue Schlänglein schöpfte. Mein erster „erstarrender Schreck lös'te sich sogleich in Zorn, „und ich fiel unbedacht mit einem Strom von „schmähenden Worten über sie her. — Da erhob „sie sich aber, und schwang ihren Rührlöffel über „ihrem Haupte und murmelte etliche fremdlautende „Worte, und mit einem fürchterlichen Knalle „versank meine ganze Hauptstadt und mein gan= „zes Reich zumal in diese unabsehbare Wildniß. „Ich sank zugleich in eine todähnliche Ohnmacht. „Als ich wieder daraus erwachte, hatte sie schon „meine ältere Tochter, Rubia, durch ein Stück „Zucker, die zweite, Briza, durch einen Löffel

„Syrup, aber meine jüngste, geliebteste Tochter, „Pyrola, durch Honig zu ewig schlafenden Jung„frauen verzaubert, und mich brachte sie darauf „durch Berührung mit ihrem Zauberstab in meinen „vorigen kläglichen Zustand. — Ist es dir nun, „o Fremdling, vom Glück bescheert, daß du noch „vor Sonnenuntergang, ohne vorher auf eine An„dere zu rathen, am Athem erkennest, welche von „den dreien äußerlich ganz gleich gestalteten Jung„frauen vor zwei tausend Jahren den Honig geges„sen, so ist die Erlösung geschehen, mein Reich „wird sich alsdann sogleich wieder aus dieser Wild„niß erheben, ich trete wieder in mein voriges Man„nesalter zurück, meine Töchter erwachen von ihrem „ewigen Schlafe, und selbst Alle, die früher die „Erlösung nicht zu Stande bringen konnten, und „zu Steinen verwandelt wurden, erhalten ihr Leben „wieder und ihre vorige Gestalt. Dann bin ich wie„der der glücklichste Vater auf Erden, und willig „trete ich dir für deine Wohlthat meine Krone und „mein Reich ab."

Als er dieses gesagt, führte der unglückliche König den Königssohn heraus, und schloß die dritte Säulenpforte auf. Da waren alle Zimmer mit edeln Steinen von allen Farben geziert;

Wohlgerüche und sanfte Töne schwebten aus dem Hintergrunde hervor; Kühlung wehte ihnen entgegen; und in einer Bettstätte, die mit Laubwerk von grünen und farbigen Edelsteinen umgeben war, lagen in dem höchsten, mittelsten Saale, wie todte Marmorbilder Rubia, Briza und Pyrola, alle drei von ausnehmender aber gleicher Schönheit. Die Pracht des Saales, und die Schönheit der Prinzessinen, die Musik und die Wohlgerüche betäubten den Königssohn, daß er nicht mehr wußte, was er da thun sollte, bis ihn der König des Schlosses daran erinnerte, und sprach: „Die Sonne „steht im Mittage. Wenn sie niedergeht, und du „hast noch nicht erkannt, welche die jüngste ist, so „trifft dich gleiches Schicksal, wie deine Brüder, „und ich muß wieder stumm sitzen, wie vorher, „bis sich wieder ein anderer Fremdling hierher ver„irrt. Erkennst du aber, ohne zu rathen, meine „Tochter Pyrola, so ist sie deine Gemahlin, „und du erbst mein Reich."

Der jüngste Königssohn aber eilte hinaus, und jammerte und weinte, und der Wald hallte wieder von seinen Klagen. Und wie er so klagte und jammerte, hörte er eine Stimme ihm rufen, und zu ihm sagen: „Was klagst du, lieber Fremd-

„ling?“ Da sah er auf, und erkannte die Bienenkönigin auf dem Baumstamme sitzen. „Ach!“ sagte er, „wie kann ich erkennen, welche von drei „Prinzessinen vor zwei tausend Jahren Honig gegessen hat?“

„Was?“ fragte die Bienenkönigin, „ist es weiter „nichts? Wie magst du darum auch so klagen? „Ich will dir eine Biene mitgeben, die soll um alle „herum fliegen, aber die ist es, der sie sich auf die „Lippen setzt.“ Darauf ging die Königin hinein in die Höhle, und eine Biene flog heraus, und setzte sich ihm auf die Schulter, und er trug sie in den Saal zu den schlafenden Königstöchtern. Da flog sie zu allen, und schwärmte herüber und hinüber, und setzte sich endlich auf den Mund derjenigen, die in der Mitte lag.

Da sprach der Königssohn zu dem eisgrauen Könige: „Die mittelste ist Pyrola, deine jüngste „Tochter.“ Und kaum hatte er das gesagt, da krachte und donnerte und blitzte es, als wollte die Erde zusammen stürzen; und Alles war verändert: das kleine graue Männlein stand da, als ein würdevoller, majestätischer alter König; die Prinzessinen standen in blühender Schönheit da, und umarmten ihren Vater, und die jüngste, Pyrola, kam herzu und dankte ihrem Erretter, dem jungen Königssohne; und der

junge Königssohn umarmte sie, und nannte sie seine Braut; Diener gingen aus und ein; im Schloßhofe war ein Pferdegetrappel; sie gingen an's Fenster, da war nicht mehr die alte Wildniß umher; eine prächtige Stadt stand da, und weiterhin sah man auch fruchtbare Felder, und viele glückliche Fluren und Dörfer; und in den Straßen war ein Gewühl, und Alles ging so ordentlich, als wäre da gar kein Wunder geschehen, als wäre Alles beim Alten geblieben; niemand schien etwas davon zu wissen, daß hier eine Veränderung vorgegangen war.

Auch in den Saal kamen einige Diener. Da ließ der König den Königssohn nehmen und seine Tochter Pyrola, und ließ sie setzen in eine prächtige offene Kutsche, vor die er zwölf Schimmel spannen ließ, und vier und zwanzig Männer, in Purpur und Gold gekleidet, ließ er vorausreiten mit Posaunen, und ließ den Königssohn und seine Tochter Pyrola ausrufen als König und Königin des Landes. Darauf wurde ein köstlich Gastmahl gehalten, wobei es an nichts fehlte, was den Tag verherrlichen konnte. Und wie sie so da saßen in großem Jubel, ließen sich zwei fremde Ritter melden. Man ließ sie ein, und siehe da! es waren des jungen Königs Brüder. Und abermals wurde ein Fremdling gemeldet, und als er hervortrat, da sprangen die drei Königssöhne von ihren

Sitzen und bewillkommten ihn mit Freudengeschrei. Es war ihr Vater. Er hatte sich aufgemacht, seine verlorenen Söhne zu suchen, und war eben in dieser Stadt angekommen.

Drei Monate blieb der Vater der Königssöhne da, und so lang er da war, dauerten die Feste, wovon immer eines das andere an Pracht übertraf. Dann zog er mit seinen zwei ältesten Söhnen heim. Sie sollen sich von ihren ehemaligen Fehlern gebessert und in des alten Königs Reich getheilt haben. Auch soll der älteste die Prinzessin Rubia, der zweite, die Prinzessin Briza zur Gemahlin genommen, und beide sollen lange und glücklich regiert haben.

Der jüngste aber und Pyrola wurden noch über hundert Jahre alt, und beglückten ihre Unterthanen. Ein fremder König regierte nach ihm auf seinem Throne, und durch ihn wurden die Menschen wieder so verderbt, daß eine große Sündfluth über das Land kam. Und seitdem ist jenes Land versunken, und nur noch diese Sage von ihm übrig geblieben.

Sitz, und bewaffneten ihn mit Donnerkeilen. Er war ihr Vater. Er hatte sich aufgemacht, seine verlornen Söhne zu suchen, und war gleich in diese Stadt aufgenommen.

Drei Monate hielt der Vater der Königinnen an, und so lang er da war, behielten die Söhne noch immer etwas das gehörige Recht überlassen. Dann zog er mit seinen zwei ältesten Söhnen heim. Sie sollen sich von ihren ehemaligen Gefährten geschieden und in das alte Königreich zurückgekehrt haben. Auch soll der älteste die Prinzessin Marto, der zweite die Prinzessin Weiße zur Gemahlin genommen, und beide sehr lange und glücklich regiert haben.

Der jüngste aber und Pyrrha wurden noch über hundert Jahre alt, und beglückten ihre Unterthanen. Ein fremder König regierte noch, bis auf seinem Throne, und durch ihn wurden die Menschen wieder so verderbt, daß eine große Sündfluth über das Land kam. Und seitdem ist jenes Land versunken, und nur noch diese Sage von ihm übrig geblieben.

VI.

Das Mährchen

von

dem Stein Opal.

1.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, und einen Sohn, die er durch einen Weisen erziehen ließ; denn ihre Mutter war frühe gestorben, und er hatte zu viele Sorgen für sein Reich, als daß er viel Zeit auf die Erziehung seiner Kinder hätte verwenden können. Seit dem Tode seiner Gemahlin war der König aber traurig, und konnte durch nichts erheitert werden. Und dem ganzen Lande lag diese Traurigkeit an; denn man fürchtete, der König möge sich nach und nach zu Tode grämen. Da kamen die drei Königstöchter zu dem Weisen, und fragten ihn, was sie thun sollten, daß ihr Vater wieder Freude zum Leben bekäme; denn sie wußten, daß der Weise in Indien die geheimen Kräfte der Natur studirt, und daß er mehr denn menschliche Einsicht und Macht erlangt hatte.

„Eure Mutter wird euch das sagen!" antwortete ihnen der Weise.

„Unsere Mutter ist ja todt, wie kann uns die „rathen?" fragten die Mädchen.

„Geht hinaus," sagte der Weise, „an dem Grabe „Eurer Mutter werdet ihr's erfahren."

Da gingen sie hinaus an das Grab ihrer Mutter, und knieten sich nieder, und beteten kindlich fromm, und setzten sich um die Urne auf dem Grab, und lehnten sich daran und schlummerten ruhig ein. Da umgaukelte sie alle ein wunderlieblicher Traum. Es war ihnen, als schauten sie auf zum Himmel in das weiße lämmerartige Gewölke. Das zertheilte sich aber plötzlich, und Harfenton und Flötenlaut umschwebte ihr Ohr; der blaue Aether that sich auf, buntfarbiger Lichtglanz strahlte heraus, und fromme Kindlein mit goldglänzenden Flügeln stiegen auf Wolkenstufen herab, und lagerten sich um sie her, und sangen wunderbare Lieder. Jetzt brach ein rosiger Schein hervor, und auf einer lichten, duftigen Wolke schwebte ihre verstorbene Mutter herab. Um den Leib trug sie einen seidenen Gürtel mit diamantenen Sternen, und um ihr Haupt hing ein Kranz von strahlenden Blumen. Sie nahm ihre lieben

Töchter alle in den Arm, und drückte sie an ihr Herz. Da fragten sie: „Wie kann der Vater wie„der froh werden? wie machen wir's, daß er seine „Traurigkeit verliert?" Und sie antwortete ihnen: „den Stein Opal müßt ihr ihm finden, dann wird seine „Heiterkeit wiederkehren."

Da sprachen die Königstöchter: „Wo finden wir „aber den Stein Opal?" Und ihre Mutter griff an ihren strahlenden Blumenkranz, und gab jeder eine Lilie, und sprach: „Diese sey eure Führerin; „wenn sie ihren Glanz verliert, dann seyd ihr auf „unrechtem Wege. Mehr darf ich euch nicht „sagen."

Die Musik, die bisher nur leise getönt hatte, als käme sie aus weiter Ferne, fing wieder von Neuem an; die fromme Engelskindlein stiegen auf und nieder auf den lichten Wolkenstufen; um die Mutter sammelte sich eine schöne duftige Wolke, und langsam ward sie aufgehoben. Die Musik tönte immer ferner, immer leiser, bis sich der Aether wieder mit Blau schloß, und die Wolkenlämmer wieder am Himmel hinzogen, wie vorher.

Es war schon etwas dämmerig, als die drei Mädchen erwachten. Jedes sah sich um, wo es

wäre, jedes fragte das andere; jedes erzählte den gehabten Traum, und jedes hatte denselben Traum gehabt. Sie waren verwundert, und wollten nach Hause gehen. Einmal noch knieten sie nieder vor dem Grab ihrer Mutter, und beteten kindlich fromm. Wie sie aber das Wörtlein „Amen" sagten, hörten sie wieder einige Töne der Musik, und in dem Augenblicke sahen sie alle zumal ihre strahlenden Blumen vor dem Grabe liegen.

Da nahm jedes eine der Lilie, und sie gingen hin zu dem Weisen, und sprachen: „Wir haben „Alle einen Traum gehabt auf dem Grabe der Mut„ter. Den Stein Opal müssen wir finden, dann „verliert unser Vater die Traurigkeit. Sprich, wo „finden wir diesen Wunderstein?"

Da sprach der Weise zu den Königstöchtern: „Ihr müßt ziehen in das Reich India. Dort ver„wahrt ihn eine Fee, genannt Tellus. Ihr müßt „aber rein sein von Lüge und Eigennutz, und viel „Wunder müßt ihr ohne Schrecken vernehmen, sonst „erringt ihr nie den gesuchten Stein. Folget diesem „Vogel!" sprach er, und faßte einen Stein von der Erde, und warf ihn in die Lüfte; und der Stein ward ein großer Vogel, der langsam voraus flog, und die Königstöchter folgten ihm.

Und sie zogen durch viele Länder und Reiche der Erde; der große Vogel zog immer voraus; und kamen sie an einen Kreuzweg, oder an einen Ort, wo der Weg sich schied, so folgten sie den Strahlen, die ihre Lilien immer nach der richtigen Straße hin warfen. Und wo sie Abends herbergeten, da brachte ihnen der Vogel immer ihre Speisen, und was sie nur brauchten.

So führte sie der Vogel immer fort, bis sie kamen in das Reich India; und sie durchzogen das Reich, und kamen an die äußerste Gränze desselben. Da verließ sie der Vogel am Ufer des Meeres, und kam nimmer zurück. Und sie saßen einen ganzen Tag an dem Rande des Meeres, und sahen vor sich die Sonne aufgehen, und sahen sie untergehen im Abendlande; und klagten unter einander, und beriethen sich, was sie thun wollten. Wie aber die Sonne untergegangen war, und der Mond herauf kam, erblickten sie nahe in den Fluthen ihren Vogel. Er wiegte sich sanft auf den Wellen des Meeres, und schien sie einzuladen, zu ihm zu kommen.

Und sie warfen sich in das Meer, und schwammen hin zu dem Vogel. Da rauschte das Wasser auf, und aus den Wellen erhob sich schwimmend ein Weib, nicht wie die Frauen der Erde, voll

wundervoller Schönheit. Sie sprach zu ihnen: „Was sucht ihr?“ „Wir suchen den Stein Opal,“ antworteten die Königstöchter. Da sprach das Weib: „Noch steht euch frei zurück zu kehren. Prüfet euch; „fühlt ihr Muth in euch, das zu sehen, zu hören, „was nur Geister bisher vernommen haben? „Ist euer Streben rein? Noch könnt ihr zurück„kehren.“

„Wir haben Muth, die Wunder zu sehen, die „der Erde Schoos verbirgt, und rein ist unser „Streben, den Stein Opal zu finden. Führe uns.“ So spachen die drei Königstöchter, und fasseten einander bei der Hand, und tauchten mit ihr unter. Aber sie bedurften der Luft nicht mehr zum Leben, denn sie wandelten an der Hand einer Fee. Und sie kamen auf den Grund des Wassers; über ihnen braus'ten die Wellen, und unter ihnen dröhnte der Boden.

Durch eine kühle Grotte führte der Weg. Aber die Grotte war von dem klarsten Krystall, und farbige Strahlen spiegelten sich in den vieleckichten Steinen. Und sie kamen in einen dunkeln Saal, an dessen Decke sich die Sterne drehten, und der Mond wandelte daran auf und nieder. Und sie schauten hinauf. Da schlug ihr Herz ruhiger. Aber die Sterne kreißten und drehten sich in immer

schnellerem Tanze, und verschlangen sich zu mancherlei Gestalten, die sie wohl an ihre frühe Kindheit erinnerten.

Da scholl donnernd eine Stimme durch den Saal: „Was sucht ihr, Töchter der Oberwelt, in dem „Schooße der Erde?"

Aber die Königstöchter waren erschrocken, und antworteten mit verzagtem Muthe: „Wir suchen „den Wunderstein Opal."

Abermals erscholl die donnernde Stimme, und sprach: „Ihr seid eingetreten in das Reich der „Königin Tellus, die da Königin ist über die Gei„ster der Erde; ihr seid gekommen, zu holen ihr „schönstes Gut. „Ohne Beschwerde erlangt ihr es, „wenn es für euch selbst ist."

Da glaubten sie durch List sogleich den Stein zu erhalten, und sprachen: „Ja, er ist für uns „selbst." Und sie blickten nach ihren Blumen; ihr Glanz war erloschen; die Sterne versanken; der Mond war verschwunden, und durch den dunkeln Saal donnerte zum drittenmale die Stimme: „Ihr habt die Wahrheit verhehlt, und habt eine

„Lüge gesagt. So versinket denn in den Brunnen „der Reue!“ Und der Boden sank unter ihnen, und sie lagen in dem Brunnen der Reue.

2.

Aber der uralte König gerieth noch in größere Traurigkeit, als seine Töchter fort waren, und schickte viele Kundschafter aus gegen Morgen, und gegen Mittag, und gegen Abend, und gegen Mitternacht; aber keiner war, der ihm Kunde gebracht hatte von seinen drei Töchtern. Da wollte sein Sohn ausziehen, seine Schwestern zu suchen; der König aber gab's nicht zu, denn er fürchtete, ihn auch zu verlieren. Endlich zehrte ihn der Gram auf, und er starb in seinem hohen Alter.

Da der junge Königssohn aber die Leiche seines Vaters beerdigt hatte, neben dem Grabe seiner Mutter, ließ er seine Räthe und alle hohe Beamten zusammen kommen, bestellte aus ihnen einen Verwalter seines Reiches, nahm Abschied von ihnen, und zog aus, seine Schwestern zu suchen, nachdem

er ihnen das Wohl seines Volkes empfohlen hatte. Und er zog weit umher in fremden Landen, und kam endlich in das Reich India, und an den Strand des Meeres. Traurig setzte er sich nieder, und blieb da den ganzen Tag, und sah den Mond herauf kommen aus den Wellen. Und fern hörte er's rauschen, und blickte auf, und sah sich's bewegen im Mondenscheine. Er horchte auf, und deutlich hörte er's singen, wie Geisterton:

„Tauch unter,
Die Wunder
Der Erde zu sehen.
Kannst wohl auch erreichen
Den Stein ohne Gleichen,
Den Stein Opal.

Tauch unter,
Die Wunder
Der Erde zu sehen.
Drei Schwestern voll Treue
Im Brunnen der Reue
Gefangen sind.

Tauch unter,
Die Wunder
Der Erde zu sehen.
Die Güter der Erden
Bereitet werden
In Tellus Reich."

Jetzt erblickte er den Vogel, der seine Schwestern hierher begleitet hatte; und da er sah, daß der Vogel ihm winkte, warf er sich in die Wellen, und schwamm hinaus. Da rauschte das Wasser auf, die Fee erschien, und fragte ihn: „Was suchst du?" „Drei Schwestern will ich erretten aus dem Brun„nen der Reue!" antwortete der Jüngling. Darauf sprach die Fee: „Noch steht dir frei zurückzukehren. „Fühlst du Muth in dir, das zu vernehmen, was „kaum der menschliche Sinn ertragen kann? Ist dein „Streben rein? willst du sonst nichts?"

„Mein Streben ist rein!" antwortete der Jüngling, „aber auch den Stein ohne Gleichen, den „Stein Opal, will ich zugleich erringen, und will „schauen die Wunder der Erde." Da faßte sie ihn bei der Hand, und nahm ihn mit sich in die Tiefe des Wassers, und führte ihn ein durch die kühle

Grotte in den dunkeln Saal, wo die Sterne sich drehten und der Mond auf und nieder wandelte.

Donnernd scholl da die Stimme durch den hallenden Saal, und fragte: „Was suchst du, Sohn „der Oberwelt, in dem Schooße der Erde?“ Und beherzt antwortete er: „Drei Schwestern will ich „erretten aus dem Brunnen der Reue, und will ge„winnen den Stein Opal.“

Da hallte abermal die Stimme durch den Saal, und rief: „Wenn es nicht deine Schwestern sind, „sollen sie dir gleich freigegeben werden. Der Stein „Opal ist aber das schönste Gut der Königin Tel„lus. Ohne Beschwerde erlangst du es, wenn du es „nicht für dich selber gewinnen willst“ „Ich weiß es „nicht,“ antwortete er, „aber ich vermuthe, daß es „meine Schwestern sind. Aber den Stein Opal will „ich für mich selbst gewinnen.“ Und zum drittenmale hallte eine Stimme durch den Saal, und rief: „Du hast nicht verheimlicht deines Herzens Gedan„ken, darum sey dein Wunsch dir gewährt!“ Und vor ihm that der Boden sich auf, und aus dem Brunnen der Reue stiegen auf seine drei Schwestern, und er bewillkommte sie herzlich. Der Boden aber schloß sich wieder.

Die Fee war verschwunden gewesen; jetzt trat sie wieder zu ihm, und führte ihn ein durch eine

goldene Pforte. Seine Schwestern mußte er zurück lassen. Da war ein großes marmornes Gewölbe Bei einer düstern Lampe saß ein Greis, und las in einem großen Buche; und als die Fee zu ihm trat, stand er auf, und sie sprachen mit einander; aber der Jüngling verstand nicht, was sie sprachen. Er schaute umher an den Wänden; da waren wunderbare Zeichen eingegraben; und er schaute auf zur Decke, da brannte, wie Phosphor, die Schrift: „Schicksale der Erdenbewohner.“ Und er sah nach der Pforte, durch die er gekommen war; da las er die Worte: „Schaue! aber frage nicht!“ Darum schwieg er, und fragte nicht nach dem Sinne der Bilder und Züge.

Endlich trat der Greis mit der Fee wieder zu ihm, und er fiel auf die Kniee unwillkührlich. Und der Greis fragte: „Weißt du dich rein von „Sünden, Jüngling?“ „Ich bin mir keiner „Sünde bewußt, o Greis!“ antwortete er voll Ehrfurcht vor dem Ernste des Greisen. Da machte ihm der Greis ein Zeichen auf die Stirn, und der Fee machte er ein Zeichen in die Hand, und winkte ihnen zu gehen.

Und sie gingen aus dem marmornen Saale durch einen dunkeln Gang, und kamen an den Eingang eines alten zerfallenen Thurmes. Die

Fee winkte ihm, stehen zu bleiben, und ging hinein. Er durfte aber durch die Pforte hinein sehen. Da saß ein Greis an einem Rade, und spann die Haare seines eigenen Bartes mit großen Schmerzen zu einem Strick, und wie er spann, wuchsen ihm die Haare immer nach. Vor sich hatte er eine Tafel aufgehangen mit wunderlichen geheimnißvollen Figuren; ähnliche Figuren waren auf den Boden gezeichnet. Als aber die Fee zu ihm trat, schaute er um mit einem zornigen Blick, und rief: „Was willst du?" Da wieß sie ihm das Zeichen in ihrer Hand, und der Greis ward wie wüthend, und riß sich ein Haar aus seinem Bart, und warf's ihr zu. Sie weilte aber nicht länger, und nahm das Haar, bracht's dem Jüngling, und knüpft' es an einen Stein an, und hieß ihn, sich führen an dem andern Ende desselben, und er solle stets antworten nach seiner wahren Ueberzeugung, wenn er gefragt werde. Sobald er aber den Stein Opal habe, müsse er zurücke gehen, und das Haar darauf wickeln. Jetzt dürfe er fragen, was er wolle, und wenn er den Wunderstein habe, dürfe er auch thun, was er wolle. Als sie das gesagt, verschwand die Fee.

Aber der Jüngling faßte das Ende des Haares, und ging weiter, und mit jedem Schritte verlän=

gerte sich auch das Haar. Und er kam an ein Bächlein; das strömte vorbei, und an dem Bächlein saß eine Mutter und weinte, aber alle ihre Thränen wurden Perlen, und fielen in das Bächlein, und es führte die Perlen in das Meer auf die Oberwelt, wo die Muscheln sie aufnahmen, und die Menschen darnach fischen.

Da trat der Jüngling zu ihr, und fragte sie, warum sie weine. Die Mutter zeigte ihm aber jenseits des Bächleins eine weiße Lilie, die war gewelkt auf ihrem Stengel, denn der Stengel war golden, und konnte nicht Nahrung saugen aus der Erde.

Und er ging weiter fort, und kam an eine Stelle, da wuchs eine Pflanze, nicht wie die Pflanzen dieser Erde, und doch schien sie das Muster zu seyn, wornach alle Gewächse gebildet sind; und aus allen Blättlein sang eine Stimme heraus, und begrüßte ihn mit sanften Tönen, sang ihm Trost und Muth in's Herz. Da strebte er mit neuem Muthe weiter, und kam an den Quecksilbersee. Drei Ströme flossen von ihm aus, und führten das Quecksilber hinauf in die Schachten der Berge.

Aber er getraute sich nicht weiter. Da rief ihm eine Stimme: „Jüngling, bist du rein von Sün-„den, so schreite vorwärts, und du wirst nicht unter-„sinken." Und er schritt vorwärts, und ging auf den

See und sank nicht unter; und um ihn, dünkt es ihn, liefen die Ufer rings herum, und die Wellen des Sees gingen hin und her. Aber er schritt vorwärts, und kam jenseits glücklich an.

Und er kam an eine Pforte von Glase, die verschlossen war von innen. Da pocht' er an, und es rief eine Stimme: „Was willst du in der Be„hausung der Elemente?"

„Ich will schauen die Wunder in Tellus Reich," antwortete er, „öffnet mir die Behausung der Ele„mente!" Da that sich das Thor auf, und er trat ein in die Behausung der Elemente. Da stand eine irdene Säule in der Gluth der Feuerflammen; und ein Luftstrom brach aus zur Seite, und drang hinaus auf die Oberwelt, und ein Wasserstrom drang aus zur andern Seite, und vertheilte sich in den Schooß der Berge; und es dünkte ihn, als sey die Behausung der Elemente ein Vorbild der Berge auf Erden, die Feuer ausspeien.

Da er aber weiter ging, kam er an eine Pforte, die war zusammengesetzt aus allen Metallen. Und als er anpochte, rief eine Stimme: „Was willst du „in der Behausung der Metalle?" Und er antwortete wieder: „Ich will schauen die Wunder der „Königin Tellus; öffnet mir die Behausung der Metalle."

Da that sich das Thor auf, und er kam in einen runden, gewölbten Saal, wo aus einem Quell die Metalle alle hervor wuchsen, und sich ausdehnten nach allen Enden, und sich drängten in die leeren Adern der Schachte, in die Poren der Steine und blieben da liegen, hart, von mancherlei Farbe und mancherlei Güte.

Aber der Jüngling ging weiter fort, und schritt über die wachsenden Metalle hin, und kam an eine diamantne Pforte. Da er nun anklopfte an die Pforte, rief ihm eine Stimme, und sprach: „Warum „wagst du dich an die Wohnung der Königin Tel- „lus?" Da antwortete er: „Ich will holen den „Stein Opal bei der Königin Tellus. „Und zum zweitenmale rief eine Stimme: „Wenn du „den Stein Opal willst für Andere, so soll er dir „werden; willst du ihn für dich, so kehre um, Jüng- „ling, denn dein Streben ist vergeblich."

Wie er aber sich umkehrte, und zurück gehen wollte, da rief die Stimme zum drittenmale: „Gehe „ein! denn du bist wahr, und meidest die Lüge." Und die diamantenen Thorflügel thaten sich auf, und der Jüngling ging ein. Aber er stürzte nieder, und barg seine Augen, denn sie konnten nicht ertragen den Glanz, der auf sie eindrang. Eine Stimme rief ihm: „Stehe auf!" und er richtete sich auf,

und konnte hin sehen. Da saß auf einem Thron aus Diamant die Königin, und ihre Dienerinen um sie auf chrysolithenen Sitzen. Da standen Tische aus Onychsteinen und darauf waren Gefäße aus Rubin und Sapphir; der Boden war belegt mit Türkis und Achat; die Säulen und Pfeiler waren aus Jaspis und Porphyr; die Decke war aus Lasursteinen, und Sterne darin aus Diamanten; Wandleuchter waren da, und in der Mitte ein Kronleuchter aus Karfunkel. Aber vor dem Throne der Königin Tellus war ein Becken, darin floß ein Spiritus, der brannte in allerlei Farben. Und die Königin schöpfte von dem Spiritus aus mit einem diamantenen Löffel, und Dienerinen gingen aus und ein, und trugen sapphirene Urnen; und die Königin schöpfte ihnen von dem Spiritus in die Urnen; und sie gingen aus und träufelten ihn in die Schachten und in die Wasser, daß er Edelstein würde, und die Menschen ihn fänden, und auch hätten von der Schätzen der Königin Tellus.

3.

Als aber der Jüngling umher geschaut, und sich erholt hatte von seinem Staunen, trat er vor die Königin, und sie fragte ihn: „Was begehrst du, „Jüngling?"

Da antwortete er: „Ich komme zu holen den Stein Opal."

Die Königin sprach: „Meiner Güter höchstes „ist der Stein Opal. Wärest du es nicht, den ich „aus Tausenden erwählt habe, hättest du nicht der „Prüfung deiner Wahrheitsliebe so ganz bestanden, „nimmer hättest du es wagen dürfen, meinem Reiche „zu nahen. — Wisse aber: der Weise, der dich er„zog, ist mir ein theurer Verwandter. Darum zog „ich dich allen Erdenbewohnern vor."

Als sie das gesagt, griff sie mit der Hand in den brennenden Spiritus, und brachte heraus den Stein ohne Gleichen, den Stein Opal. Sie reichte ihn dem Jüngling, und sprach: „Nimm ihn hin; „mit ihm gebe ich dir Macht, in meinem Reiche „zu thun, was du für recht hältst; mit ihm gebe „ich mein unterirdisches Reich auf. Auf der Ober„welt werden wir uns wieder sehen." Und damit war sie verschwunden, und der Spiritus war verlo=

schen, die Edelsteine leuchteten allein noch durch die Dunkelheit der unterirdischen Nacht. Er sah der Ausgänge viele, und wußte nicht mehr das Thor, durch das er eingegangen war. Da hatte er zum Glücke noch das Ende des Haares. Und er fing an mit ihm zu umwinden den Stein Opal, und es führte ihn hinaus. Da krachte es plötzlich hinter ihm, und die Behausung der Königin Tellus war zusammen gestürzt.

Er wand immer auf an dem Haare, und es führte ihn wieder durch die Behausung der Metalle; und als er vorüber war, da donnerte es hinter ihm, und der Saal stürzte zusammen, und die Quelle der Metalle war verschüttet. Darum wachsen die Metalle im Schachte der Berge jetzt nicht mehr nach.

Als er aber ging durch die Behausung der Elemente, sprach er: „Ihr unterirdischen Mächte, du „Königin Tellus, höret mich! die Elemente sollen „fortan bleiben im Schooße der Erde!“ Und die Elemente blieben, und strömen seitdem noch immer aus auf die Oberwelt.

Und er schritt wieder über den Quecksilbersee, und kam an die seltsame Pflanze, und brach sich einen Zweig derselben, und ging weiter. Da welkte die Pflanze, und sein Zweig blieb frisch.

Da kam er wieder an das Bächlein, wo die Mutter saß, und Perlen weinte, wo jenseits die gewelkte Lilie stand, und sprach zu ihr: „Sprich, „was bedeutet die Lilie auf dem goldenen Sten=„gel?“ Da antwortete die Mutter: „Die Lilie „auf dem goldenen Stiele bedeutet meine Tochter „Tellus, die ich unglücklich gemacht habe.“

„Wie hast du denn deine Tochter unglücklich „gemacht?“ fragte der Jüngling. Da antwortete die Mutter: „Sie war glücklich auf der Ober=„welt, und freuete sich über Blumen und Bäume „und Berge und Thäler, und wußte nichts von „irdischem Gut. Da kam eines Abends ein Mann „zu uns, und ließ sie wählen zwischen einer Lilie, „und dem Stein Opal. An der Lilie, sprach er, „hinge das Reich der Oberwelt, und die Freude „an Wald und Flur. Auch hänge von ihr ab das „Reich der Gemüther und der Freundschaft und „Liebe; mit dem Stein Opal stehe aber in Ver=„bindung das Reich der Elemente und der Erden=„güter, der Reichthum der Metalle und Perlen und „Edelsteine. Da griff meine Tochter nach der Lilie; „aber ich rief ihr zu, und winkte ihr auf den Stein „Opal, denn mein Herz hing an den Gütern dieser „Erde; und sie nahm den Stein, gehorsam dem „Winke der Mutter. Sie bekam zwar das Reich

„der Erdengüter, aber ihr Herz welkte unter den „todten Steinen, und trauerte. Da erschien mir „der ehrwürdige Greis, den du gesehen hast im „Saale, wo die Schicksale der Erdenbewohner ein„gegraben stehen, und führte mich hieher. Und hier „muß ich nun büßen, und Perlenthränen weinen, „bis ein Anderer den Stein Opal besitzt, und ihn „nimmt auf die Oberwelt."

„Komm, Mutter der Perlen," sagte der Jüngling, „ich habe den Stein Opal, und nehme ihn „mit auf die Oberwelt." Die Mutter der Perlen folgte ihm, und sie kamen wieder an den Thurm, darin der Alte saß, und spann. Er trat hinein, und fragte ihn: „Was spinnest du die Haare deines „eigenen Bartes mit großen Schmerzen zu Stricken?"

Da antwortete der Greis: „Darum, daß ich „an dem Stricke mich niederlasse ins Meer „der vergangenen Zeit, und wieder hole „die verlorenen Stunden. Darum geize ich mit „den Haaren und mit der gegenwärtigen Zeit." Und als er das gesagt, warf er ihm einen zornigen Blick zu.

Und die Fee stand wieder bei ihm. Aber der Jüngling fragte: „Wo ist das Meer der ver-

„gangenen Zeit?" und faßte den Alten mit seinem Rade, und trug ihn mit sich. Da führte ihn die Fee hinaus, und zeigte ihm einen unergründlichen Abgrund. Da warf der Jüngling den Greis hinab, und sprach: „Gehe hinab in die „Vergangenheit! Du warst, und die Zeit war. „Warum hast du sie dir vorüber gehn lassen? Wa„rum bist du nicht mit ihr gegangen?"

Und die Fee nahm den Jüngling bei der Hand, und stürzte sich mit ihm hinab in die Fluthen des Meeres der Vergangenheit, und sie schwammen an das andere Ufer; da saß seine ältere Schwester, die erste der Königstöchter, und schaute hinab auf die Tiefe des Meeres, auf die Thaten der Menschen, deren Bild sich darauf spiegelte. Und vor sich hatte sie eine Tafel, und grub die Thaten darauf mit einem diamantenen Griffel.

Der Jüngling umarmte aber seine älteste Schwester, und nannte sie Wara, und nahm sie mit sich.

Die Fee führte sie weiter, und sie traten ein in einen Garten, schöner, denn die Gärten der Sterblichen. Ein Regenbogen war gezogen um die Decke des Himmels, und alle Farben lachten nieder auf den Garten; schönere Blumen blühten darin, und hauchten Wohlgerüche, süßer, als die

Düfte der irdischen Blumen. Aber in der Mitte des Gartens stand eine Laube von Rosen und Jasmin, und drinnen saß die zweite Schwester des Jünglings, die zweite Königstochter, auf einem Sitze von Rosen und Lilien, und flocht Kränze aus den Blumen, die nie welkten.

Aber der Königssohn winkte ihr, und nannte sie Rossa, und sie nahm zwei ihrer nimmer welkenden Kränze, und folgte ihm. Und die Fee führte sie weg, und sie kamen an eine Stelle, da glühete ein mächtiges Feuer in ungeheurer Lohe, und mehr, denn tausend Flammen, züngelten roth und weiß und blau daraus in die Höhe, wie feurige Wellen. Aber in der Mitte des Feuermeeres saß in himmlischer Klarheit, mit stiller Ruhe und sanfter Gelassenheit die dritte Königstochter, die dritte Schwester des Jünglings, und winkte ihnen.

Da schritten sie über die Flammengluth ohne Schaden zu ihrer Schwester, und der Jüngling nannte sie Gefione, und nahm sie mit sich, und sie schritten jenseits aus dem Feuer. Und die Fee stand wieder bei ihnen. Da fragte der Jüngling: „Wohin führest du uns jetzt?“ Da winkte ihm die Fee, und sie gingen ihr nach, und kamen an einen Brunnen. Da fragten die drei Königstöchter: „Wie heißt der Brunnen?“ „Er

„heißt Brunnen des Lebens,“ antwortete die Fee, und schöpfte aus dem Brunnen mit krystallener Schale, und reichte ihnen zu trinken; und Alle tranken davon, und sanken in tiefen Schlummer.

4.

Der Königssohn hatte einen wunderbaren Traum. Ihm war, er sehe die Königin Tellus, wie er sie gesehen hatte in ihrem Reiche. Aber in ihrer Krone trug sie den Stein Opal. Da däucht' es ihn, der Stein Opal falle heraus, und er ging hin, und hob ihn auf. Da welkte plötzlich die Königin Tellus zusammen, und sank nieder, und die Erde that sich auf, und sie sank unter, und Blumen und Rasen wuchsen drüber her. Aber aus dem Rasen erhob plötzlich eine Lilie, weißer als der Schnee, ihr reines Haupt, und blühete in ungewöhnlicher Fülle.

Aus diesem Traume erwachte der Jüngling. Aber wie erstaunte er? Er saß auf dem Throne seines Vaters, bei ihm saßen seine drei Schwestern, W a r a, N o s s a und G e f i o n e, und vor ihn trat sein Lehrer, der alte Weise, und

reichte ihm den Stein Opal, aus welchem die Lilie hervorwuchs, die er im Traume gesehn hatte.

Als aber der junge König den Stein und die köstliche Lilie berührte, da schwoll die Blume auf, und ward größer mit jedem Augenblick, es öffnete sich ihr Kelch, und aus ihm trat hervor in wundervoller Schönheit die Königin Tellus.

„Sie sey deine Gemahlin," sagte der Weise, „Sie ist meine Tochter, sey du mein Sohn." Und Rossa kam und schwang ihre Blumenkränze ihnen um das Haupt, einen dem Könige, ihrem Bruder, und den andern der Königin, ihrer neuen Schwester. Und das Volk hörte von drr Wiederkunft seines Königs und von seiner Vermählung, und kam nun mit Jauchzen und Jubel, ihnen zu huldigen.

Aber die Wunderlilie, die sich wieder geschlossen hatte, und den Stein Opal hob der König wohl auf, und gründete mit seiner Gemahlin ein Reich des Segens und des Glückes. Er brachte die Güter und Schätze der Erde über seine Unterthanen; sie brachte das Glück des Himmels und seine Güter auf sie hernieder. Aber die drei Königstöchter wandelten umher in dem Lande, und vertheilten die köstlichen Gaben unter die Menschen, und erschienen überall als gute, wohlthätige Engel.

Der Weise aber hatte seine Frau, die Mutter der Perlen, gesucht, und sie pflanzten mit einander den Zweig der seltsamen Pflanze, den der Jüngling mitgebracht hatte; und der Zweig wuchs auf, als ein Palmbaum an ihrem Schlosse, und brachte Frieden über das glückliche Land, und seine Blätter sangen Zufriedenheit in die Gemüther der Vorübergehenden.

Es ist aber untergegangen dieses seelige Reich. Wie lang es gedauert — — niemand weiß es. —

Der Stein Opal ging wieder verloren. Aber Mächtige dieser Erde sollen ihn manchmal wieder gefunden haben. —

Die Lilie ist verloren gegangen. — Vielleicht, daß sie von einer stillen, tief ahnenden Seele wieder gefunden wird! Es ist aber nicht zu hoffen, daß je wieder die Lilie so schön verbunden werde

mit dem Stein Opal, als sie es war in jenem Reiche.

Die drei Königstöchter, Wara, Rossa und Gefione aber wandeln immer noch um in dem Reiche, doch nur in wenige Hütten treten sie ein.

mit dem Steig Opatz, als sie ihn noch in seinem Kleidern sahen.

Die drei Königstöchter, Wära, Kosja und Seylene aber wanderten immer noch um in dem Weiher, doch nur in wenige Hütten treten sie ein.

VII.

Das Mährchen

von

Thäddel,

dem kleinen Schneiderlein,

genannt Tausendsasa.

1.

An dem untern Ende eines Dorfes stand eine Mühle, und neben derselben hatte ein armer Taglöhner seine Hütte erbaut, die er mit Weib und Kindern bewohnte.

Die Mühle hatte Jahr aus, Jahr ein ihr reichliches Wasser, Tag und Nacht klappte das Mühlwerk, und nie stand einer der Mahlgänge still. Wer Früchte zum Mahlen brachte, wurde im Sommer, wie im Winter, bei Regen und bei trockener Jahreszeit immer schnell gefördert; darum zogen auch die Bewohner der Umgegend diese Mühle jeder andern vor, und täglich kamen Wagen und Karren, mit Früchten beladen, und fuhren mit dem Mehle wieder zurück.

Daher kam es, daß dort auch der Taglöhner immer

Geschäfte fand, zumal da er die Mühlarbeit gut verstand; und als Ildefons und Hilderich, seine zwei ältesten Knaben allmählig kräftig heran wuchsen, fanden auch diese täglich Arbeit und Verdienst in der Mühle.

Die Frau des Taglöhners war reinlich und thätig in ihrem Haushalte, und stand ihm mit Ordnungsliebe und Sparsamkeit vor. Daher kam es, daß sich die Familie aus ihrer anfänglichen Armuth nach und nach zu einem gewissen Wohlstande erhob, und da alle gesund waren, herrschte gewöhnlich Heiterkeit und Frohsinn in der Hütte.

Um so mehr fiel es der Frau einst auf, daß ihr Mann seit einigen Tagen bei Tische und in den Feierstunden im Kreise der Seinen nicht mehr so heiter war, als sonst. Sie fand ihn oft, in tiefes, düsteres Nachdenken versunken dasitzen, und schloß daraus, daß er krank seyn müsse.

Sie schlug ihm deßhalb vor, sie wollten miteinander nach der Stadt gehen und den Arzt zu Rathe ziehen. „Ach," antwortete der Mann, „was mich drückt, kann mir keine Arzenei abnehmen."

Da ward die Frau noch besorgter, als vorher, und drang in ihn, daß er ihr vertrauen möge, welchen Kummer er auf dem Herzen habe. „Können wir ihn auch nicht ganz verscheuchen," so schloß sie, „so wird

er dir doch leichter werden, wenn wir ihn gemeinschaftlich tragen."

„Du hast Recht," antwortete der Mann, „ich war ein Thor, daß ich dir so lange verschwiegen habe, was mich drückt. Du hast mir schon so manche Sorge des Lebens durch deinen klugen Rath verscheucht, oder durch treue Theilnahme erleichtert. Darum hätte ich dir auch schon früher sagen sollen, was mich mit trüber Sorge erfüllt: es ist die Zukunft unseres Kleinen."

„Thäddels Zukunft?" fragte die Mutter ganz verwundert. „Ei," fuhr sie fort, „der arme Kleine ist ja noch ein Kind! Laß ihn erst ein Paar Jahre älter seyn!"

„Er ist heute vierzehn Jahre alt," versetzte der Mann, „und ist noch so klein und schwächlich, als wäre er ein Kind von fünf bis sechs Jahren. Der wird in seinem ganzen Leben nicht so stark, daß er einen Stock tragen, oder die Hacke und den Spaten führen kann. Da kam mir dann in diesen Tagen der Gedanke, daß wir bei aller Gesundheit und Rüstigkeit doch eben auch nur Menschen und nicht sicher sind, ob wir heute oder morgen von unserm Tagewerke abgerufen werden. Wer wird aber für den Kleinen sorgen, wenn wir einmal nicht mehr da sind?"

Die Frau meinte, er habe dann ja doch seine

beiden ältern Brüder, die sich seiner in brüderlicher Liebe annehmen würden. Der Vater sprach aber: „Ildefens und Hilderich werden genug zu thun haben, sich selbst ehrlich durch die Welt zu bringen. Sie bleiben auch nicht so. Jeder wird sein eigen Hauswesen gründen, und da müssen sie sich für Frau und Kind rühren, und können nicht auch noch für einen Bruder sorgen. Wer sonst aber wird das kleine Bürschchen bei sich aufnehmen, das sich in keinem Hauswesen nützlich zu machen versteht, obgleich es sonst einen klugen Kopf hat?"

„Ei nun!" versetzte die Mutter, „ich möchte auch nicht, daß mein Kind von fremden Leuten nur um Gotteswillen ernährt und gekleidet würde. Es gibt ja der Handthierungen so viele und mancherlei, die nicht eben große Körperstärke erfordern, und doch ihren Mann reichlich ernähren. Ein solches Geschäft muß Thäddel erlernen, um sich einst nach unserm Tode ehrlich durch die Welt zu bringen."

„Das ist es eben, was mir Sorge macht," fiel ihr der Mann ins Wort. „Ich habe mich schon all die Tage her besonnen, und finde doch keine Handthierung für ihn." Die Frau besann sich nun auch auf ein Geschäft für ihren Liebling, und so saßen beide nachsinnend auf der Bank vor ihrer Thüre, und bemerkten nicht, daß sich ihnen jemand näherte.

„Guten Abend!“ grüßte da plötzlich eine Stimme, und als sie aufsahen, stand bei ihnen ein altes Mütterchen, eingehüllt in einen alten abgeschossenen Mantel, dessen Grundfarbe bei den vielen darauf geflickten Lappen gar nicht mehr zu erkennen war. Sie hatte die Kapuze des Mantels über den Kopf gezogen, und unter dem langen wackelnden Kinn zusammen geheftet. Dabei stützte sie sich auf ihren dikken Knotenstock, und sah die beiden Leute aus ihren tiefliegenden grauen Augen mit einem durchdringenden aber freundlichen Blicke an. Sie setzte sich hierauf ohne Umstände zu ihnen auf die Bank.

„So, Winfriede?“ sagte die Mutter, nachdem sie den Gruß erwiedert hatte, „Ihr lebt noch? Ihr habt Euch in so langer Zeit nicht mehr sehen lassen, daß ich glaubte, ihr wäret schon längst gestorben!“

„Nun, nun, damit hat's noch gute Zeit!“ versetzte die Alte, etwas unzufrieden. „So lange her ist's aber auch nicht, seit ich das letzte Mal bei Euch einsprach, ein Paar Jährchen. Ja heute sinds gerade vierzehn Jahre. Wißt Ihr noch? Ihr hattet damal eben ein ganz kleines Kindlein vom Himmel bescheert bekommen, und waret damit beschäftigt, es zu wickeln. Das muß nun doch auch schon ziemlich herangewachsen seyn. Wo steckt denn der Kleine? Ich glaube Thäddel wolltet ihr ihn heißen?“

„Er hat die Ziegen vors Oberdorf geführt, um sie da weiden zu lassen!“ antwortete die Mutter. „Es ist wahr,“ setzte sie hinzu, „Ihr waret an jenem Tage bei mir, und habt auch dem Kinde ein Andenken eingebunden. Wißt Ihr's noch?“

„Ei, ja wohl!“ versetzte die Alte. „Habt Ihr ihm den Fingerhut doch wohl aufgehoben? Er wird ihn bald brauchen können.“ — „Ein Wunder ist's,“ versetzte die Mutter, „daß er ihn nicht verloren hat. Man weiß ja, wie die Kinder sind. Aber Thäddel ist nicht so, wie die Andern. Schon seit seinem sechsten Jahre verwahrt er ihn selbst, und hat ihn in all dieser Zeit nicht verloren. Jetzt trägt er ihn immer bei sich. Ja,“ fuhr sie fort, kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen! So heißt's im Sprichwort, und so ergeht's uns jetzt. Wir haben eben über Thäddels Zukunft nachgedacht, als Ihr zu uns kamet.“

„Um seine Zukunft wird Euch doch nicht bange seyn?“ fragte die Alte mit ganz zuversichtlichem Tone. „Der wird Euch einmal noch große Freude machen, mehr als die beiden Großen. Aber er ist jetzt in den Jahren, wo er zu einem Geschäft kommen muß. Was soll er denn werden?

„Er ist ja zu allen Geschäften zu schwach und zu klein!“ fuhr der Vater halb unwillig auf. „Ich

weiß kein Geschäft für ein so schmächtiges, eindärmiges Bürschchen!" — „Geh, schelte mir Klein-Thäddel nicht! Was kann er dafür, daß er so klein geblieben ist?" sagte die Mutter begütigend. „Mir ist etwas eingefallen!" setzte sie plötzlich heiter hinzu. „Er soll ein Schneider werden; Kleider braucht jedermann, und die Nadel und die Elle zu führen, dazu ist Thäddel nicht zu schwach."

„Ein Schneider?" fragte der Vater mißbilligend, „wie kommst du gerade auf den Schneider?" — „Der Fingerhut hat mich an den Schneider erinnert!" antwortete sie. „Hast du aber nicht gesehen," fragte der Vater weiter, „daß die Schneider das Zuschneiden mit einer großen Scheere verrichten, die unser Kleiner noch nicht regieren kann? Hast du auch an das große eiserne Bügeleisen gedacht, womit die Schneider die Näthe ausglätten müssen? Und wenn er gar einmal einem großen Manne ein Kleid anmessen müßte, so könnte er ja nicht einmal an ihm hinaufreichen."

„Ei," fiel ihm die Alte in's Wort, „wie macht Ihr's denn, wenn Ihr die Kirschen dort auf Eurem Baume brecht? Könnt Ihr denn hinaufreichen?" — „Nein," versetzte der Mann, „ich nehme dazu eine Leiter." — „Gut," fiel ihm die Alte ein, „so mag sich Thäddel zum Anmessen auch auf einen Schemel

oder gar auf den Tisch stellen. Und Ihr sprecht vom Zuschneiden und Ausglätten der Näthe? ei laßt ihn erst einmal lernen eine Nath zu machen. Bis er ans Zuschneiden kommt, wird auch geholfen werden."

„Nun, nun, es soll mir ja lieb seyn!" brummte der Vater. „Gut!" sagte die Alte, „Ihr seid's also zufrieden, daß Thäddel ein Schneider wird? So müßt Ihr nun aber auch bald dazu thun! Lebt wohl!" fuhr sie fort, indem sie aufstand, „und denkt an die alte Winfriede. Es wird noch einmal etwas Rechtes aus ihm werden. Ihr werdet große Freude an ihm erleben!" Mit diesen Worten schied sie von ihm, und lief mit der Geschwindigkeit eines jungen Mädchens den Mühlpfad hinan, wo sie bald hinter den Hollunderbüschen verschwand.

Der Taglöhner und seine Frau hatten ihr schweigend nachgesehen, und als sie ihren Augen verschwunden war, sagte der Mann: „Der Himmel gebe, daß sie wahr gesagt hat, die alte Hexe!" — „Still, Mann! versündige dich nicht gegen sie!" erwiederte die Frau. „Die alte Winfriede ist von jeher bei uns zu Hause in Ehren gehalten worden. Alle Paar Jahre kam sie einmal, und immer ist meiner Mutter bald nach ihrem Besuch etwas Gutes begegnet."

„Wer ist sie denn?“ fragte der Vater. „Das weiß man nicht,“ antwortete die Mutter. „Sie ist uralt. Schon in meiner Jugend sah sie aus, wie heute, und hieß auch schon dazumal nur die alte Winfriede. Man weiß nicht, woher sie kommt, oder wohin sie geht. Die Leute sagten oft, sie sey eine verzauberte Prinzessin, die noch auf ihre Erlösung harre. Man weiß es aber nicht. Das ist gewiß, daß ihre Rathschläge immer gut sind, und so wollen wir ihr denn auch folgen, und unsern Thäddel so bald als möglich zu einem Schneider in die Lehre thun.“

2.

Klein Thäddel saß in dem Hohlwege vor dem obern Dorfe, und seine beiden Ziegen weideten umher an den Hecken. Er hatte die Ellbogen auf die Kniee, den Kopf auf die Hände gestützt, und sah in traurigen Gedanken vor sich hin. Da rief ihm plötzlich eine Stimme: „Wie geht's, Thäddel? weidest du die Ziegen? Du bist ja traurig! Was fehlt dir?“

Thäddel sah auf und erblickte die alte Winfriede, die ihm unbemerkt nahe gekommen war. „Ich kenne

Euch ja nicht!" sagte er. „Woher wißt Ihr meinen Namen?" — „Aber ich kenne dich!" versetzte die Alte. „Hab ich dir doch den Fingerhut eingebunden, als deine Mutter dich in die erste Windel wickelte." — „So? von Euch hab ich den Fingerhut?" fragte er, und indem er sie dabei genauer ansah, gewann er ein rechtes Zutrauen zu ihr. Sie setzte sich zu ihm, und fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit. „Ach!" seufzte Thäddel, „Euch will ich's wohl sagen. Seht ich bin so klein und schwach, und kann nicht arbeiten und Geld verdienen, wie meine Brüder, die beide schon in der Mühle Säcke tragen, und den Bauern bei ihren Pferden und Wagen zur Hand seyn können, wofür sie Wochenlohn und manch Trinkgeld kriegen. Wenn dann der Vater und die Mutter am Sonntage zusammenzählen, was die Woche durch verdient wurde, da freuen sie sich immer am meisten, daß Ildefons und Hilderich schon so viel verdienen können, als sie zu ihrem Unterhalte bedürfen. Ich kann ihnen aber diese Freude nicht machen. Warum hab ich denn nicht auch solche starke Glieder und kräftige Schultern bekommen, als sie?"

„Das ist mir lieb," antwortete die Alte, daß du solche Gedanken hast; sie machen dir keine Unehre. Sey aber nur zufrieden; es wird bald anders mit dir werden. Du bist zwar zu klein und zu schwach zum

Sacktragen, aber etwas lernen mußt du doch, damit du dir dein Brod erwerben und dein Glück machen kannst. Du mußt ein Handwerk lernen. Ein Handwerk, sagt man, habe einen goldenen Boden. Du wirst beim Meister Mäckel im Dorfe die Schneiderei lernen, und wenn du ausgelernt hast, gehst du auf die Wanderschaft. Wenn du aber auf der Wanderschaft etwas verdient hast, dann mußt du mir Zeug zu einem schönen neuen Kleide kaufen, und mußt mir's machen. Ich brauchs zu meiner Tochter Hochzeit; da muß ich doch ein hochzeitlich Kleid anhaben. Ist es fertig, so brauchst du mich nicht lang zu suchen, ich werde dir schon begegnen, wenn's Zeit ist. Ich habe dir auch ein Andenken zu Haus gelassen. Du wirst's unter dem Holze bei dem Kirschbaum finden, wenn du heim kommst. Halt's in Ehren und verwahr's heimlich, daß es niemand sieht, bist du's einmal brauchen kannst. Brauch's aber ja nie, ohne es zu küssen, und dabei an mich zu denken." Mit diesen Worten war sie aufgestanden und schnell hinter hen Hagedornhecken in den Krümmungen des Hohlwegs verschwunden.

Die Sonne stand dem Untergange nahe, darum pfiff Thäddel seinen Ziegen, und führte sie durch das Dorf nach seiner väterlichen Hütte zurück. Nachdem er sie in den Stall gebracht, suchte er an dem Kir-

schenbaum unter dem Holze nach dem versprochenen Andenken der alten Winfriede und fand da gleich eine schöne blanke Scheere von der Form, wie sie die Schneider zum Zuschneiden brauchen, doch etwas kleiner, als gewöhnlich. Mit Freude trug er sie in die Dachkammer der Hütte, und verbarg sie in einem alten Kistchen, das dort unter dem Geniste stand.

Als nun die Dämmeruug völlig eingebrochen, und das Abendessen auf dem Tische bereit war, und Vater und Mutter und Kinder um den Tisch herum saßen, sprach der Vater zu ihm: „Hör einmal Thäddel, du bist jetzt vierzehn Jahre alt, und es ist Zeit, daß du dich auch zu irgend einem Geschäfte entschließest, womit du dich dereinst durch die Welt bringen kannst. Du mußt ein Handwerk lernen. Wozu hättest du denn Lust?"

„Ei, ein Schneider will ich werden!" antwortete Thäddel schnell. „Thut mich nur zu dem Meister im Dorfe in die Lehre." — Da fiel ihm schnell sein Bruder Ildefons in die Rede: „Zu dem Mäckel willst du? Der versteht ja selbst nichts, wie wird er dich etwas Vernünftiges lehren können. Läßt ja doch auch der Müller nie etwas bei ihm arbeiten, und mir hat er ja auch mein neues Kleid verpfuscht, daß mich's überall spannt und durchreißt, wenn ich mich darin bewege."

„Du hast dir's auch recht nett und knapp bestellt, und bist dazu in den letzten Monaten viel größer und stärker geworden. Ich habe dich wohl gewarnt, als du dir das Maas nehmen ließest!" rief die Mutter darein, „deßwegen kann der Meister Mäckel doch ein geschickter Mann seyn."

„Und wenn ich auch nicht so viel bei ihm lerne, sagte Thäddel, so versteht er doch eine gute Nath zu machen, und ein Maas zu nehmen, und darnach zu schneiden. Das Beste muß man ja doch auf der Wanderschaft lernen. Darauf freue ich mich ganz besonders. Dort über den Bergen muß es doch ganz anders aussehen, als bei uns im Thale."

„Du? und die Wanderschaft?" sagte spöttisch der Bruder Hilderich. „Das muß possierlich aussehen! Du wirst Aufsehen machen, wo du hinkommst. Unser Dorf wird auswärts berühmt durch dich werden." — „Gewiß! gewiß!" setzte Ildefons lachend hinzu.

„Laßt mir den Kleinen gehen!" rief die Mutter. „Es hat schon manch ein Kleiner einen Großen zu Schanden gemacht?"

Da lachten aber die Brüder ganz unmäßig, und riefen dazwischen: „Thäddel! Thäddel! willst du auch einen Großen zu Schanden machen?" bis sie der Vater vom Tisch wies und zu Bette gehen hieß.

Thäddel ging auch zu Bette, und war froh, daß

ihm die Mutter versprochen, schon des andern Morgens mit dem Meister Mäckel zu sprechen. Auch Vater und Mutter freuten sich, daß die Neigung ihres Kleinen mit ihrer Wahl zusammen stimmte.

3.

Die Mutter sprach gleich am folgenden Tage mit dem Meister Schneider im Dorfe, und dieser nahm den Kleinen bereitwillig in die Lehre. Thåddel bekam schon des Nachmittags die erste Anleitung, eine Nath zu machen. Der Meister probirte etliche seiner Fingerhůte, allein alle waren zu weit fůr die kleinen Finger des Lehrlings. Da sagte dieser: „Ei, ich habe selbst einen Fingerhut! und zog denselben aus seinem Tåschchen. Er paßte ihm an den Finger, an welchen er ihn stecken mußte, wie dazu gemacht, und kaum hatte er ihn aufgesteckt, so fing er auch an zu nåhen mit einer Geschwindigkeit, daß dem Meister bange wurde.

„Halt!" rief er; „du nåhst ja so flink, daß du unmöglich ordentliche Stiche machen kannst!" Er sah nach, und wollte ihm zeigen, wie schlecht er ge=

näht haben, allein die Nath war ohne Tadel. Meister Mäckel konnte sich nicht genug verwundern.

So ging es aber fort. Jede Arbeit, die mit der Nadel gemacht wird, lernte Klein-Thäddel in kurzer Zeit. Sobald ihn der Meister angewiesen, und er sein Fingerhütchen aufgesteckt hatte, war es, als ob die Nadel und der Faden selbst Verstand bekommen hätten; die Nadel schien selbst zu wissen, wo sie hineinstechen, und der Faden, wie er geschlungen, und wie er, ob fester oder lockerer, angezogen werden müsse. Die Knopflöcher schön zu nähen, das verstand Klein-Thäddel bald besser, als sein Meister. Ein Stich war wie der andere, ein Faden lag da, wie der andere, und die Kunden bestellten bald, daß ja Klein-Thäddel die Knopflöcher nähen sollte.

So war das erste Jahr der Lehrzeit hingegangen. Sie sollte drei Jahre dauern, aber der Meister sagte zu Thäddels Eltern: „Er begreift Alles auf der Stelle, und macht jede Arbeit mit seiner Nadel so meistermäßig, das ich nichts zu wünschen übrig habe. Geht es nun im zweiten Jahre auch mit dem Zuschneiden und Anmessen so gut, als mit dem Nähen, so wäre es unrecht, wenn ich ihn länger in der Lehre behielte. Hier im Dorfe kommt nichts Neues vor, Da werden alle Kleider nach dem alten Schnitte gemacht, und wenn er diesen einmal kennt, und

daran überhaupt zuzuschneiden und anzumessen gelernt hat, so muß er hinaus auf die Wanderschaft, um die Städte in der Fremde zu sehen, und dort zu erlernen, was er hier nicht lernen kann."

Wenn der Meister von nun an ein Maaß zu einem Kleidungsstücke nahm, oder nach einem genommenen Maaße zuschnitt, so ließ er seinen kleinen Lehrjungen immer zusehen, und er merkte wohl bald an ihm, daß dieser stets gut begriff, wie Solches gethan werden müsse. Dennoch ließ er ihn nie selbst ein Maaß nehmen und noch weniger etwas zuschneiden. Er wußte, daß Thäddel alles, was er that, sehr schnell und ohne langes Besinnen that, und fürchtete deßhalb, er möchte ihm selbst, unter seinen Augen, das Zeug zerschneiden, und ihn so in Schaden bringen. Und so schob er ihn, obgleich Thäddel ihn oft bat, er möge ihn doch auch einmal etwas zuschneiden lassen, immer und immer damit hinaus.

Da geschah es einmal gegen das Ende des zweiten Lehrjahres, daß der Müller eines Tages zu dem Schneider kam, um sich das Maaß zu einem Kleide nehmen zu lassen. „Ich habe," sprach er, „zwar immer in der Stadt arbeiten lassen, nun habe ich aber kürzlich einen Rest Tuch gekauft, von dem mein Schneider behauptete, er reiche nicht zu einem bequemen Kleide. Wir sind darüber uneinig geworden.

Denn der Kaufmann, bei dem ich's auf dem Markte erhandelt habe, muß das doch auch verstehen, und der sagte mir, es reiche gewiß, wenn es in ehrliche Hände komme. Auch eine alte Frau stand dabei, und sagte, wenn kein Schneider damit fertig werden könne, so solle ich's nur in Eure Werkstätte bringen, Euer Lehrjunge müßte schon im Stande seyn, mir ein bequemes Staatskleid daraus zu machen." Er legte mit diesen Worten ein Päckchen auf den Tisch, und ließ sich das Maaß nehmen. Hierauf fragte Meister Mäckel: „Wie viele Ellen ist denn dieser Rest groß?" — „Ei, da meßt es selbst!" antwortete der Müller, „ich weiß es nicht mehr so genau."

Meister Mäckel öffnete das Päckchen und legte das Tuch auf seinem Tische auseinander. Es war ein sehr schönes hellblaues Tuch, wie es die Müller jener Gegend gewöhnlich trugen. Er legte das Maaß nach allen Richtungen darauf und versuchte es kopfschüttelnd bald so, bald anders. Endlich sagte er: „Ich will mirs einmal näher überlegen, es wird zwar knapp hergehen, allein wenns möglich ist, mach ich Euch ein Kleid daraus. Ihr seid freilich ein großer und gut beleibter Mann, und wollt Euer Kleid dazu noch bequem haben. Wenn Ihr nur noch eine Elle von dem Tuch bekommen könntet."

„Ei was!" fuhr da der Müller auf, „ich habe Euch ja gesagt, daß es ein Rest ist. Sonst hätte ich

schon selbst mehr davon genommen, und hätte mich nicht mit meinem Schneider entzweit. Wenn Ihrs aber nicht machen könnt, so gebt mir das Tuch wieder. Ich werde am Ende denn doch noch einen Schneider finden, der mir ein Kleid daraus machen kann."

Der Müller war der reichste Mann im Dorfe, und es lag daher dem Meister Mäckel sehr viel daran, seine Kundschaft zu bekommen. Daher sagte er zu ihm: „Nun, ich wills einmal überlegen, ob ich es so eintheilen kann, daß ein bequemes Kleid daraus wird. Ich verspreche Euch, keinen Schnitt in das Tuch zu thun, ehe ich die Eintheilung gefunden habe, und überzeugt bin, daß es zureicht." — „Gut!" antwortete der Müller. „Findet Ihr, daß Ihr mir kein ganz bequemes Kleid daraus zusammen pfuschen könnt, so bringt mir das Tuch nur unzerschnitten wieder." Mit diesen Worten ging er weg.

„Zusammen pfuschen!" brummte Meister Mäckel, als der Müller fort war. „Bin ich denn ein Pfuscher?" Er breitete das Tuch noch einmal auf dem Tische aus, und legte das Maaß, und rief Klein-Thäddel herbei, daß er sähe, wie geschickt er die Eintheilung treffen wollte. Allein es ging auf keine Weise. Unwillig wickelte er es endlich wieder zusammen und sagte: „Guter Rath kommt oft über Nacht! Merke dir das, Thäddel! Wenn man etwas zuzu-

schneiden hat, so schneidet man nicht so gleich drauf los, sondern man bedenkt's erst, und schläft die Nacht darüber, und probirts am andern Morgen noch einmal, und immer noch einmal, bis es endlich geht."

So that Meister Mäckel. Tag und Nacht überlegte er; an jedem Morgen breitete er das Tuch aus, legte sein Maaß, zeichnete hier und dort mit der Kreide darauf — und am Ende bürstete er wieder Alles sorgfältig weg und packte es mit Kopfschütteln zusammen. So ging eine Woche hin, der Müller hatte schon einmal fragen lassen, ob er sein neues Kleid bald bekäme. Da mußte der Meister in der folgenden Woche über Feld gehen, um in einem benachbarten Dorfe einige Tage zu arbeiten. Thäddel blieb zu Hause, um fertig zu machen, was zugeschnitten war. Als Mäckel aber weg ging, rief er noch unter der Hausthüre zurück: „Wenn der Meister Müller wieder nach seinem Kleide zu fragen schickt, so gib ihm in des Himmels Namen sein Tuch zurück, und laß ihm sagen, er möge sich Einen suchen, wo er wolle, der ihm aus dem Lappen Tuch ein Kleid heraus pfuschte. Ich sey weder ein solcher Pfuscher, noch ein solcher Tausendsasa!"

4.

Kaum war aber der Meister zur Hausthüre hin-

aus, so stellte auch Klein-Thäddel seinen Stuhl auf den Tisch, stieg hinauf, und holte das Tuch von dem Brette herunter, wohin es der Meister gelegt hatte. Er suchte nun das Maaß hervor, und probirte, wie Meister Mäckel gethan hatte. „Die Haupttheile des Kleides,“ sprach er bei sich, „die brächte ich wohl heraus; allein an den andern Theilen müßte so Vieles gestückelt werden, daß es keine meistermäßige Arbeit mehr wäre. — Ei nun!“ fuhr er dann nach kurzem Besinnen fort, man kann die Abfälle ja doch gut zusammen setzen, daß mans nicht sieht, zumal bei diesem schönen und dichten Tuche.“

Er war entschlossen, das Kleid zu schneiden, allein — der Meister hatte die Scheere mitgenommen. Plötzlich fiel ihm aber die Scheere ein, die ihm die alte Winfriede unter den Kirschbaum gelegt hatte. Er lief schnell nach Hause, holte sie in der Dachkammer aus dem alten Kästchen hervor und eilte mit ihr wieder in die Werkstätte zurück. Nun legte er das Maaß wieder an, zeichnete mit Kreide hier und da einen Strich vor, und setzte dann die Scheere an. „Frisch gewagt, ist halb gewonnen!“ sagte er, und wollte anfangen zu schneiden. Doch plötzlich setzte er wieder ab, und rief: „Halt! ich soll sie ja küssen, und an die gute alte Winfriede dabei denken!“ Er küßte die Scheere, und setzte sie dann

wieder an, und schnitt. Aber die Scheere ging nicht, wie er wollte, sondern nach eigenem Willen; sie schnitt und schnitt darauf los, und er mußte geduldig mit der Hand nach, wohin sie sich richtete. Mit Schrecken sah er bald hier bald dort einen der vorgezeichneten Kreidestriche queer durchschnitten, und Schnitte in dem Tuche, wo er gar nicht schneiden wollte.

„Wie wird mirs gehen, wenn der Meister kommt?" dachte er bei sich. Da setze die Scheere endlich ab, und er betrachtete, welches Unheil sie angerichtet habe.

Allein das Stück hatte ganz die Gestalt, die ein Haupttheil des Kleides haben mußte; er legte das Maaß nach der Länge und Breite darauf, und es war ganz nach dem Maaße geschnitten. Und als er es genauer überlegte, fand er, daß es so vortheilhaft zur Schonung des Uebrigen aus dem Tuche geschnitten war, daß er schon mit größerer Zuversicht ein zweites Hauptstück des Kleides herauszuschneiden begann. „Frisch gewagt, ist halb gewonnen!" sprach er wieder, und setzte die Scheere an. Sie schnitt wie das erstemal, und in kurzer Zeit lagen so alle Haupttheile, aus dem ganzen Tuche geschnitten, da; nur wenige Stücke, die nicht in die Augen fallen, mußten aus den übrigen Lappen zusammen gestückelt werden.

Nun hüpfte Klein-Thäddel in die Höhe, schwang triumphirend seine Scheere in der Hand, küßte sie

wieder in dankbarer Erinnerung an die Alte, von der er sie bekommen, und versteckte sie hierauf in dem Stroh seines Bettchens. Dann setzte er sich, heftete die zusammengehörigen Stücke zusammen, und fing an drauf los zu nähen. Seine Nadel stichelte flink und unermüdlich, und ehe der zweite Feierabend da war, war auch das Kleid fix und fertig.

Als er es eben aus den Händen gelegt hatte, klopfte es an der Thüre, und der Meister Müller trat herein. „Nun, wie ist's mit dem Kleide?" fragte er etwas barsch. „Dort liegt es auf der Bank; es ist fertig!" antwortete Thäddel. „Fertig?" fragte der Müller etwas freundlicher, dann setzte er mit dem Finger drohend hinzu: „Wenns aber verpfuscht ist?" Thäddel war aufgesprungen, hatte das Kleid auf den Tisch gebreitet, und maß nun mit dem Maaße noch einmal alle Theile nach, während der Müller über die behende Rührigkeit des kleinen Bürschleins laut auflachte.

„Hier ist's!" sagte Thäddel endlich. „Wenn Ihr zweifelt, obs recht ist, oder verpfuscht, so probirts nur gleich einmal an. Es ist aber ganz recht!" — „Bist du deiner Sache so gewiß!" fragte der Müller, und Thäddel antwortete: „Wenn das Maaß auf das Kleid paßt, für das es genommen ist, muß das Kleid auch auf den Leib passen, für den es gemacht ist."

„Das lautet vernünftig!“ sagte der Müller. „So laß denn sehen!“ Er legte sein Kleid ab, und zog das neue an. Er sah ganz stattlich darin aus, ging einigemal im Zimmer damit auf und ab, und rief denn: „Gut! ganz gut! das sitzt ja wie angegossen! Und doch zwickt es nicht unter den Armen, und spannt weder über die Brust und den Leib noch über die Schultern! Es ist auch lang genug und die Aermel sind nicht knapp! — Hör einmal, Thäddel, sage mir im Vertrauen: hat der Meister noch ein Restchen von dem Tuche anders woher bekommen?“

„Nein, nein,“ antwortete Thäddel, „das Kleid ist ganz aus Euerm Tuche gefertigt, da ist kein Fingerbreit anderes dran.“ Der Müller schüttelte mit dem Kopfe und ging wieder auf und ab, und murmelte für sich: „Ein geschickter Mann, der Mäckel! Ich hätt's gar nicht gedacht!“

5.

Indem er so bei sich selbst sprach, that sich die Thüre auf, und Meister Mäckel, der zurückgekommen war, stand auf der Schwelle. Als er aber den Müller in seinem neuen Kleide erblickte, blieb er stehen, und starrte ihn an. Er begriff nicht, wie das zusammenhing. Nach seiner Meinung hatte ihm

Thäddel das Tuch zurückgegeben, wie er ihm aufgetragen, und jetzt stand der Müller schon mit dem gemachten Kleide in seiner Werkstätte. Er glaubte, er thue ihm das zum Hohne, weil er nicht im Stande gewesen, das Kleid zu machen.

„Ja, ja!" sagte der Müller, „Ihr wundert Euch, daß es so gut sitzt, und so vollkommen ist? Ich meine, ich hätt's schon ein Vierteljahr auf dem Leibe. — Das verdroß den Meister Mäckel, der ohnehin von seinem Gange etwas erhitzt war; er antwortete daher ganz kurz: „Es ist mir lieb für Euch, wenns so bequem ist. Nun, und wer ist denn der Tausendsasa, ders Euch aus dem Lappen zusammen gepfuscht hat?"

„Ja, ja!" versetzte der Müller lachend, „Ihr habt den rechten Namen gefunden, ein wahrer Tausendsasa müßt Ihr seyn. Ich hätts Euch selbst nicht zugetraut." Das verstand aber der Schneider in seiner vorgefaßten Meinung ganz falsch; mit der größten Heftigkeit warf er Scheere und Bügeleisen in die Ecke, schwang die Elle, wie ein Schwert in seiner Hand, und schrie dabei, indem er auf den Müller anrückte: „Mord Element! Wer traut mir nichts zu? Was bin ich? Bin ich ein Tausendsasa? Potz Bockshorn und Geisenbart! Wie bin ich ein Tausendsasa?"

„Seyd Ihr kein Tausendsasa, so seyd Ihr doch ein Narr!“ rief jetzt der Müller auch erbos't, und griff nach seinem spanischen Rohre, um sich gegen den hitzigen Schneider zur Wehre zu setzen. Dieser aber hatte nicht so bald das Rohr in der kräftigen Faust des Müllers gesehen, als er auch hurtig hinter den Tisch flüchtete, und mit seiner Elle darüber hinaus fuchtelte.

Da sprang aber Thäddel schnell auf den Tisch, und rief, indem er die Arme abwehrend zwischen den Kämpfenden ausbreitete: „Halt! haltet! Ich will Euch sagen, wer der Tausendsasa ist, der das Kleid gemacht hat! Ich bins, ich habs gemacht!“

„Du?“ rief der Schneider und der Müller, wie aus einem Munde, indem sie zugleich ihre Waffen senkten. „Ja!“ antwortete Thäddel, indem er sich so gerade aufrichtete, als er konnte, und sich auf die Zähen stellte, um recht groß zu scheinen. „Ja,“ rief er mit selbstzufriedenem Tone, „ich habs gemacht, ich, wie ich hier stehe, Meister!“

„Ei, so lüge!“ rief der Schneider. „Du hast's gemacht? und hast's auch geschnitten, Thäddel? darf ich's glauben?“ Thäddel nickte ganz vornehm mit dem Kopfe und bestätigte: „Auch geschnitten, Meister, Ihr dürft mirs glauben.“

„Wenn Ihrs nicht selbst gemacht habt, Meister Mäckel,“ rief der Müller dazwischen, „so muß es wohl der Kleine gemacht haben; denn aus seiner Hand bekam ich's eben!“

Da war der Meister ganz entzückt über seinen Lehrling, faßte ihn vom Tisch in seine Arme, küßte ihn, und tanzte mit ihm hinter dem Tische herum. „Thäddel,“ rief er dabei, „Thäddel! du machst deinem Lehrmeister Ehre! wirst ihn noch berühmt machen weit und breit! Du machst dem ganzen Handwerk Ehre! Ja, Thäddel! ja, du bist ein Tausendsasa!“

6.

Seit Thäddel diesen Beweis seiner Kenntniß im Zuschneiden der Kleider abgelegt hatte, ließ ihn Meister Mäckel nicht nur alles zuschneiden, was vorkam, sondern er lag auch den Eltern seines Lehrlings täglich an, daß sie ihn doch jetzt auf die Wanderschaft gehn lassen möchten, bis diese endlich nachgaben, und ihn dazu mit dem Nöthigen ausstatteten. Thäddel schnürte mit großer Freude endlich sein Ränzlein, worin er sorgfältig seine Scheere zu den übrigen Sachen versteckt hatte, nahm Abschied von Vater und Mutter und Brüdern, und begann seine

Wanderung. Meister Mäckel ließ es sich nicht nehmen, ihn den ersten Tag zu begleiten. Er trug ihm sein Ränzchen, und gab ihm auf dem Wege noch gute Lehren, wie er sich in der Fremde, in Herbergen, und gegen seine Meister und Mitgesellen zu benehmen habe.

Gegen Mittag hatten sie den hohen Bergrücken überstiegen, der ihr heimathliches Thal von der großen Ebene schied, und kamen in eine kleine Stadt. Ehe sie noch die Herberge erreicht hatten, begegnete ihnen ein Leichenzug, und sie erfuhren, daß der geschickteste Schneider des Städtchens begraben wurde. „Thäddel," sagte Mäckel, „laß uns schnell dein Ränzlein in die Herberge bringen, und dem Leichenzuge folgen. Es geziemt sich, wenn Einer unseres Gewerbes beerdigt wird, daß wir ihm die letzte Ehre erweisen." Sie thaten nach seinem Vorschlage, und kamen noch zu dem Zuge, ehe man den Begräbnißplatz erreicht hatte. Die religiösen Gebräuche der Beerdigung gingen vor sich, die Leiche wurde hinabgelassen, und das Grab wieder zugedeckt, während sich die Versammlung verlief. Nur die Wittwe des Verstorbenen war in dumpfem Schmerze an dem frischen Grabhügel stehen geblieben. Da trat Mäckel zu ihr und bezeugte ihr seine Theilnahme, die um so aufrichtiger war, als er sich bei dem Namen des Verstorbenen,

den er erfragt hatte, erinnerte, daß er mit ihm vor zwanzig Jahren als Geselle in einer und derselben Werkstätte gearbeitet hatte. Seine Theilnahme that der Frau wohl, und sie ließ sich von ihm bewegen, den Begräbnißplatz zu verlassen, und nach Hause zurückzukehren.

Auf dem Wege sagte sie: „Ihr wißt nicht, wie mich der Tod meines Mannes außer der großen Betrübniß um seinen Verlust auch noch in Noth bringen wird. Voriges Jahr haben wir unser Bischen Vermögen angewendet, uns ein eigenes Häuschen zu erbauen, und es ging uns, wie es gewöhnlich geht; die Kosten überstiegen den Ueberschlag bei weitem, und so mußten wir Schulden machen, um den Bau nicht halb beendigt stehen zu lassen. Nun kann ich aber die Zinsen der Schuld schwerlich zu rechter Zeit zusammen bringen, denn mit Gesellen zu hausen, ist ein mißliches Ding, bei dem man nicht viel aufsteckt. Sonst aber habe ich keine Mittel. Da wird mir eben endlich bald das Haus verkauft werden. Wo soll ich denn hin mit meinen fünf unerzogenen Kindern?"

Mäckel tröstete sie, und rieth ihr, das Handwerk doch mit einem tüchtigen Obergesellen fortzuführen. „Ihr sagt wohl davon," antwortete sie, „allein die tüchtigen Gesellen sind sehr selten. Wenn einer ein=

mal so viel versteht, daß er einer Werkstätte vorstehen kann, so will er lieber seiner eigenen vorstehen, als einer fremden, und läßt sich auf eigene Hand nieder.“

„Ei!“ fiel ihr Mäckel plötzlich ins Wort, „wir hätten da zu keiner glücklicheren Stunde kommen können, als eben jetzt. Seht, hier habe ich einen jungen Menschen mitgebracht, der zwar eben seine Wanderschaft antreten will, und aus meiner Lehre kommt, allein Ihr werdet finden, wenn ihr ihn in eurer Werkstätte aufnehmet, daß er sein Geschäft versteht, so gut als Einer. Er schneidet auch zu, wie der beste Meister, und wird die hiesigen Schneider bald zu Schanden machen.

Da die Frau den kleinen Thäddel von der Seite und mit etwas mißtrauischen Blicken ansah, fuhr Mäckel fort: „Laßt euch nicht irre machen; so klein er von Körper, und so jung er ist, so ist er in seinem Geschäfte doch ein wahrer Tausendsasa. So hieß er in unserm Dorfe die letzte Zeit über. Und ich bin überzeugt, er wird Eurer Werkstätte keine Schande machen. Versucht's nur einmal ein Paar Wochen mit ihm. Seyd ihr nach vierzehn Tagen nicht mit ihm zufrieden, so mag er weiter ziehen.

„Auf Euer Wort denn!“ sagte die Frau, und schlug in seine dargebotene Hand ein. „Ich denke,

Ihr werdet der Wittwe eures ehemaligen Mitgesellen nicht zum Nachtheil rathen, nur um euerem Schützlinge bald Arbeit zu verschaffen."

So kam also Klein-Thäddel sogleich bei der Witwe in Arbeit, und sie versprach ihm, wenn er sich wirklich so geschickt erweise, als Mäckel von ihm gerühmt habe, sollte er in kurzer Zeit die Leitung des ganzen Geschäfts als Obergeselle bekommen. Sie setzte ihm dafür einen schönen Wochenlohn aus.

Mäckel holte in seiner Freude das Ränzlein in der Herberge ab, er brachte es in Thäddels neue Werkstätte, und nachdem er zärtlich von ihm Abschied genommen, kehrte er noch ihrem Dorfe über das Gebirge zurück.

7.

Die beiden Gesellen, welche noch von dem Meister in die Werkstätte aufgenommen worden waren, verstanden eben nur so viel, daß sie eine Nath nähen, und unter der Aufsicht des Meisters als Gesellen bestehen konnten. Doch lachten sie sehr, als ihnen die Meisterin den kleinen Tausendsasa, als ihren Mitge-

sellen in der Werkstätte vorstellte. Thäddel merkte es wohl, daß sie sich heimlich über ihn durch Winke und Zuflüstern lustig machten, und hörte oft den Namen Tausendsasa nennen, doch er ertrug es mit Gelassenheit, setzte sich ganz bescheiden auf dem Arbeitstische an die Stelle, die sie ihm einräumten, und verlangte gleich eine Arbeit. „Was kannst du denn schon?“ fragte ihn einer der Gesellen. „Gebt mir, was eben da liegt!“ antwortete Thäddel. Sie gaben ihm ein Kleidungsstück, an dem die Knopflöcher noch zu machen waren, und er zog sein Fingerhütchen heraus, steckte es auf, und fing an zu nähen. Die Gesellen hatten vermuthet, er werde sich etwas Anderes fordern, und lachten sich einander tückisch zu, als er es so ohne Umstände hinnahm, und lachten ganz schadenfroh, als sie sahen, daß er so flink drauf los stichelte. „Der wird schöne Arbeit machen!“ flüsterte Einer dem Andern zu. „Er sollte froh seyn, wenn er's langsam erträglich machen könnte,“ sagte der Andere, „aber es scheint, daß er bei dem Meister Fixundfertig in der Lehre war.“ — „Spottet nur,“ dachte Thäddel, als er sie so reden hörte, und nadelte fort und fort, und ehe sie sichs versahen, war er fertig, und legte ihnen das Kleid hin, und fragte: „Was gibts nun noch zu thun?“ Die beiden Gesellen waren gefaßt darauf, ihn wegen

seiner schlechten Arbeit tüchtig auszuhöhnen, und sich über die Fehler derselben recht lustig zu machen. Aber sie staunten, und wurden ganz schamroth, als sie die Arbeit sahen, und sich gestehen mußten, daß sie bei aller Langsamkeit und Sorgfalt nicht im Stande wären, eine ähnliche Arbeit zu liefern. Als in demselben Augenblicke die Meisterin herein trat, konnten sie sich nicht enthalten, ihr die Arbeit vorzulegen, und ihr Lob darüber auszusprechen.

Nachdem die Meisterin ihm ihre Freude darüber bezeugt hatte, fuhr sie fort: „Nun bin ich aber in einer großen Verlegenheit. Der Richter dieser Stadt hat bisher bei meinem Manne arbeiten lassen, und noch vor acht Tagen, den letzten Tag, ehe er krank wurde, hat er ihm ein Maaß genommen zu einem neuen Kleide. Da schickt aber der Richter eben seinen Diener, und läßt mir sagen, wenn er das Kleid nicht morgen schon fertig bekommen könne, so müßte ich ihm heute das Zeug dazu wieder schicken. Er müsse das Kleid übermorgen bei guter Zeit haben, und weil kein Meister in meiner Werkstätte sey, so habe er auch kein großes Vertrauen mehr. Es wäre ihm also überhaupt lieber, wenn man ihm das Zeug wieder schickte, um sich an einen der übrigen Meister zu wenden.“

„Ei!“ sagte Thäddel, „wenn das Maaß richtig da

ist, so soll das Kleid bis morgen Abend fertig seyn. Wir drei werden doch in einem Tage damit fertig werden." Die andern Gesellen kratzten aber verlegen hinter den Ohren.

„Das Maaß liegt hier in dem Zeuge!" sagte die Meisterin, indem sie es auf den Arbeitstisch legte. „Wer von euch getraut sichs zu, es zuzuschneiden. Da keiner der andern sich erbot, so sagte Thäddel: „Das will ich schon thun, wenn nur das Maaß richtig genommen ist." Er ließ zugleich das Maaß durch seine Hände gehen, und schüttelte dabei den Kopf. „Nach diesem Maaße kann man das Kleid nicht schneiden," sagte er, „ es taugt nichts."

„Hoho!" rief da der eine Geselle. „Du wirst doch nicht am Ende mehr verstehen wollen, als der verstorbene Meister. Das hat er selbst genommen. Du magst mit deiner Kunst doch auch nicht so gar weit her seyn!"

„Nein," antwortete Thäddel ganz gelassen, „ich bin nur aus dem Dorfe über dem Gebirge, und bin also nicht weit her. Aber merke dir, daß hinter den Bergen doch auch Leute wohnen." Er legte ihnen hierauf das Maaß auf den Tisch, und verlangte, sie sollten ihm zeigen, wo die Breite des Rückens und wo die Länge des Armes angezeigt sey. „Seht," sagte er, „nach diesem Maaße müßte der Mann, von

dem es genommen ist, Stumpfarme haben. Wahrscheinlich ist die Länge nur bis zum Ellbogen genommen. Die Gesellen mußten gestehen, daß er Recht habe. Aber was war zu thun? Die Meisterin wollte einen so wichtigen Kunden doch nicht verlieren. Sie überlegte her und hin, bis endlich Thäddel sein Käpplein nahm, und fragte: „Wo wohnt der Herr Richter?"

„Was fällt dir ein?" fragten die Gesellen. Er aber antwortete: „Das Kleid muß in dieser Werkstätte gemacht werden. Soll ich es aber zuschneiden, so muß ich selbst das Maaß nehmen, und deßwegen will ich zu dem Richter gehen."

Sie wunderten sich seiner Herzhaftigkeit halber, doch mußten sie ihn darum beloben, und bezeichneten ihm das Haus.

8.

„Was willst du Kleiner?" fragte der Richter, als Klein-Thäddel vor ihn trat, und dieser antwortete: „Meine Meisterin läßt den Herrn Richter schön grüßen, und um Entschuldigung bitten, weil wir ihn noch einmal wegen des Maaßes zu dem neuen Kleide belästigen müssen. Der verstorbene Meister war schon unwohl, als er es nahm, und hat da etwas vergessen. Ich soll es darum noch einmal vollständig nehmen." — Der Richter runzelte bei diesen Worten die Stirne

und sprach: „Ei, ei, das ist mir eine schlimme Vorbedeutung für das Kleid. Ich fürchte, deine Meisterin wird auf diese Weise ihre Kundschaft verlieren!“ — „Wie meint Ihr das, Herr Richter?“ fragte Thäddel, und der Richter sprach: „Ich meine, daß die Meisterin mir doch hätte einen ihrer Gesellen herschicken sollen, und nicht einen Lehrjungen.“ „Verzeiht, Herr Richter,“ antwortete Thäddel, „ich bin kein Lehrjunge, sondern Geselle, den man den Tausendsasa nennt, und werde in wenigen Tagen der Obergeselle in der Werkstätte seyn.“ — „So?“ sagte der Richter, und fügte hinzu, indem er sich zurecht stellte, damit er das Maaß nehmen könne: „So nimm denn das Maaß. Es ist wahrscheinlich das letztemal, daß mein Maaß in eure Werkstätte kommt.“ „Das mögt Ihr halten, wie Ihr wollt,“ sagte Klein-Thäddel, doch getraue ich mich eine Wette mit euch einzugehen, daß Ihr künftig auch noch bei uns arbeiten laßt.“ — „Ei, ei!“ sagte der Richter, „du hast großes Vertrauen auf dich selbst. Nun, was soll die Wette gelten, Herr Tausendsasa?“ — „Herr Richter,“ sagte Thäddel, „ich bin zwar still und friedliebend, und hasse alle Händel. Wenn ich aber einmal bei euch wegen irgend einer Sache angeklagt werde, so sollt Ihr mich ohne Untersuchung auf einem Scheiterhaufen verbrennen lassen, sofern ich die Wette verliere; wenn Ihr die Wette verlieret, so müßt Ihr mich dann

in solchem Falle aber freisprechen.“ — „Es gilt!“ rief der Richter, und Thäddel schlug ein. Jetzt wollte Thäddel das Maaß nehmen; weil aber der Richter ein hochgewachsener, wohlbeleibter Mann war, bat ihn Thäddel, sich näher zum Tische zu stellen, rückte einen Stuhl herbei, und sprang wie ein Eichhörnchen mit großer Geschäftigkeit bald auf den Tisch, bald auf den Stuhl bald auf den Boden, und nahm sein Maaß. Als er ihm nun aber den Umfang seines Leibes messen wollte, da wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er sich auf den Stuhl stellte, das Maaß an einer Stelle anheftete, und den Richter bat, sich nun im Kreise herum zu drehen.

Nachdem er so das Maaß vollständig genommen, und den Richter durch seine Behendigkeit und seine wunderlichen Sprünge auf Tisch und Stuhl nicht wenig belustigt hatte, kehrte er nach seiner Werkstätte zurück. Dort holte er sogleich seine Scheere aus seinem Ränzlein, küßte sie in dankbarer Erinnerung an die alte Winfriede, und fing an zuzuschneiden. Dieß ging so rasch, daß die beiden Gesellen zur Meisterin liefen, und sie herbei riefen: „Kommt nur herein!“ sagten sie, „er zerschneidet das Tuch kurz und klein. Er zeichnet nicht einmal mit Kreide vor, wie das sonst üblich ist, sondern schneidet nur immer drauf los.“

Die Meisterin lief eilig in die Werkstätte. Da war aber Thäddel schon fertig, und steckte eben seine Scheere wieder in sein Ränzlein. Er zeigte ihr und den Gesellen die zugeschnittenen Theile, und ein großes Stück Tuch lag noch unzerschnitten da. „Was ist denn das?" fragte die Meisterin. „Das ist übrig!" sagte Thäddel. Sie konnte das aber gar nicht begreifen, denn es war eben so viel Tuch gewesen, als ihr Mann früher immer aufgebraucht hatte. „Das darf ich ja dem Herrn Richter gar nicht zurückgeben," sagte sie, „sonst beschimpft er noch meinen Mann in seinem Grabe, und sagt, er habe ihm immer zu viel abgenommen, und ihn um den Rest bestohlen." Thäddel aber rieth ihr, ja den Rest zurück zu geben, weil er ihrer Werkstätte für die Zukunft zur Empfehlung dienen werde.

Er gab nun die zugeschnittenen Theile den Gesellen, um sie zusammen zu nähen; er selbst behielt sich den größern und schwierigern Theil der Arbeit bevor. Und nun näheten sie um die Wette. Thäddel war weit früher fertig, und half seinen Mitgesellen noch. Am folgenden Abende war das Kleid fertig.

Als er es nun dem Richter brachte, erstaunte dieser, daß es schon fertig wäre, noch mehr aber, daß so viel von dem Tuche übrig geblieben sey. „Solche Reste bekam ich von deinem Meister nie zurück;"

sagte er, „wahrscheinlich hat er immer noch ein Kleidungsstück für eines seiner Kinder heraus geschnitten.“ — „Sagt das nicht, Herr Richter!“ wendete Thäddel ein, „es weiß nicht jeder Schneider die Theile so gut ineinander zu richten, und so einzutheilen. Das ist die Ursache.“

Mittlerweile hatte der Richter das Kleid anprobirt, und fand es so gut gemacht, daß er sagte: „Kleiner, du bist in der That ein Tausendsasa. Du hast die Wette gewonnen. Ich werde nicht allein selbst künftig in eurer Werkstätte arbeiten lassen, sondern sie auch allen meinen Bekannten empfehlen.“

9.

Er hielt Wort. Von dieser Zeit an kamen immer mehr und mehr Bestellungen. Niemand wollte mehr bei einem andern Schneider im Städtchen arbeiten lassen. Alles ging in die Werkstätte der Wittwe, wo das kleine Wundermännlein Obergeselle war. Bald mußten noch mehrere Gesellen angenommen werden, um die Kunden alle zu fördern. Da fand sich wohl mancher, der die Näthe nicht gut machte. Thäddel führte aber strenge Aufsicht, und ließ Alles, was nicht gut genäht war, sogleich wieder auftrennen, und nahm es nicht an, bis es besser gemacht war.

Manche unter den Gesellen nahmen das übel, und weil sie größer, und weiter hergekommen waren, als Thäddel, glaubten sie sich nichts von ihm gefallen lassen zu dürfen. So bekam er Feinde in der eigenen Werkstätte. Aber auch außer derselben hatte er Feinde im Städtchen, die nur darauf sannen, wie sie ihn aus der Stadt bringen könnten. Das waren die übrigen Schneidermeister, die sich durch ihn in ihrer Nahrung beeinträchtigt sahen.

Aber Klein-Thäddel lebte so eingezogen, ging nie aus, und that überhaupt nichts, was ihnen Veranlassung oder Gelegenheit geben konnte, an ihn zu kommen.

Einer der Gesellen hatte genau bemerkt, daß Thäddel seine Scheere jedesmal küßte, so oft er sie in die Hand nahm, um ein Kleid zuzuschneiden, und daraus geschlossen, daß es eine besondere Bewandtniß mit dieser Scheere haben müsse. Er suchte sie darum einmal unbemerkt in seine Hand zu bekommen, und versuchte, etwas damit zu schneiden Da fühlte er, daß die Scheere nicht, wie andere Scheeren, sondern gleichsam selbstständig schnitt, und die Hand nach sich zog.

Und als nun der Obergeselle einmal schnell zu einem Kunden gerufen worden war, um ein Maaß zu nehmen, und in der Eile vergessen hatte, den Schrank zu schließen, wo er bei den Maaßen und den noch unzugeschnittenen Zeugen auch immer seine Scheere verwahrte, da nahm derselbe Geselle schnell ein

Stück Tuch mit dem dazu gehörigen Maaße heraus, ergriff die Scheere und rief: „Gebt Acht, ihr Gesellen! ich habs dem Tausendsasa abgesehen. Jetzt kann ich mit seiner Scheere auch schneiden, wie er." Er küßte die Scheere und setzte sie an. Sie schnitt eben so rasch, wie wenn sie von Klein-Thäddel geführt würde, und die abgeschnittenen Theile schienen ihm auch die gehörige Form zu bekommen. „Gelt! ich kanns?" rief er darum frohlockend aus, und die Scheere schnitt immer zu, während er mit der Hand nachfuhr. Als die Scheere aber nun nicht mehr weiter schnitt, legte er sie hin und betrachtete ihr Werk. „Laß sehen! was hast du denn zugeschnitten?" fragten die Mitgesellen. Man nahm die Stücke und betrachtete sie. Es waren die Theile eines Kleides für einen langen aber sehr schmächtigen Mann, das Maaß war aber von einem kleinen untersetzten Manne genommen. Das ganze Stück Zeug war so zu unbrauchbaren Stücken zerschnitten. Die Mitgesellen lachten laut auf, die Meisterin kam, um die Ursache des Lärms kennen zu lernen. Sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als sie das Unheil sah.

In diesem Augenblicke kam Klein-Thäddel zurück. Er besah die zugeschnittenen Theile und sagte: „Das sind ja lauter rechte Theile, zwei rechte Aermel, zwei rechte Seiten, zwei rechte Rückentheile! Ja,

ja, so gehts! Warum laßt ihr die Hände nicht von meiner Scheere. Wer sie nicht zu handhaben versteht, dem macht sie solche Streiche." Der vorwizzige Geselle mußte lange arbeiten, um den Schaden zu ersetzen, den er mit Thäddels Scheere angerichtet hatte.

Seit jener Zeit merkte aber Thäddel, daß ihn die Gesellen in der Werkstätte mit mißtrauischen Blicken betrachteten. Sie sprachen heimlich mit einander, liefen aus dem Hause, hin und her, bald der eine, bald der andere, und es war klar, daß sie etwas Ungewöhnliches vorhatten. Er konnte aber nicht vermuthen, was es wäre.

Es dauerte indessen nicht sehr lange, so kamen eines Tages einige Häscher in die Werkstätte, und mit ihnen die Schneidermeister aus dem Städtchen. Als diese in die Werkstätte traten, standen sogleich alle Gesellen von ihren Sitzen auf und schrieen, indem sie auf Klein-Thäddel zeigten: „Da sitzt er! da ist er! Packt ihn nur fest, den kleinen Tausendsasa! Nehmt aber nur auch gleich seine Zauberscheere mit."

Thäddel machte Einwendungen, die Meisterin bat, es half aber nichts. Er wurde gebunden, und in den Gefängnißthurm gebracht, wo ihm eine harte Pritsche

zur Schlafstätte angewiesen, und Wasser und Brod zur Nahrung gereicht wurde.

Am nächsten Morgen ward er ins Verhör geführt. Der Richter saß auf seinem Richterstuhle, der Schreiber vor ihm an seinem Tische, die Meister und Gesellen als seine Ankläger im Hintergrunde des Saales. Auf der Galerie, welche oben rings um den Saal herlief, hatten sich viele Leute eingefunden, um die Anklage und Vertheidigung mit anzuhören. Die meisten aber hatten herzliches Mitleid mit dem kleinen geschickten Schneiderlein, und wünschten in ihren Herzen, daß er freigesprochen werden möchte.

10.

Der Richter ließ zuerst die Schneidermeistrr aufrufen, ihre Klage vorzutragen. Die Meister klagten:

„Es ist Euch bekannt, Herr Richter, daß unser Mitmeister vor etwa vier Monaten gestorben ist. Er hatte in seinem Leben schon ein gutes Geschäft und arbeitete mit zwei Gesellen. Nun ist es doch gewöhnlich der Fall, daß eine Wittwe mit Gesellen ihr Geschäft nicht so gut betreiben kann, als der Meister selbst. Ihre Kunden verlieren sich bald, und die übrigen Meister erhalten Zuwachs in ihrer Nahrung. So ist es in der Ordnung. Als nun unser Mitmeister starb, hatten wir alle die Hoffnung, nach und nach die

Kunden seiner Werkstätte zu bekommen. Allein im Gegentheile verlieren wir von Tag zu Tag mehr von unsern Kunden, und bald können wir unsere Werkstätte schließen, und Scheere und Bügeleisen verkaufen; denn Alles läuft jetzt in die Werkstätte der Witwe, die nun mit acht Gesellen arbeiten läßt, Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen, und es geht auch nicht mit rechten Dingen zu. Daran ist nur der kleine Geselle schuld, der sich ja auch schon mit dem verdächtigen Titel „der Tausendsasa" nennen läßt. Er ist ein Hexenmeister, und muß lebendig verbrannt werden. Hier stehen seine Mitgesellen, unverdächtige Zeugen, die sollen sagen, was sie von seinen Zaubermitteln wissen."

Der Richter forderte die Gesellen auf, ihr Zeugniß abzulegen. Die Gesellen sagten: „Er hat eine Zauberscheere, und bevor er anfängt zu schneiden, küßt er sie jedesmal und murmelt zwischen den Lippen einige Zauberworte. Dann schneidet er mit dieser Scheere aus einem Stück Zeug, das bei einem andern Schneider knapp reichen würde, ein völlig bequemes Kleid, und es bleibt oft sogar noch ein großes Stück übrig. Wenn aber ein Anderer seine Scheere in die Hand bekommt, so schneidet sie, als ob sie eigenen Willen hätte, und was sie schneidet, ist nicht zu gebrauchen."

„Ihr sehet, Herr Richter," nahmen die Schneider wieder das Wort, „daß der Tausendsasa wirklich ein Hexenmeister ist, und verbrannt werden muß."

„Gut!" sprach der Richter," Ich habe nun eure Klage gehört, und eure Zeugen vernommen; nun muß ich auch hören, was der Beklagte zu seiner Vertheidigung vorzubringen hat."

„Herr Richter," hob Klein-Thäddel an, „man beschuldigt mich der Zauberei. Meine Zauberei besteht nur darin, daß ich mein Handwerk tüchtig gelernt habe. Am ersten Tage meiner Ankunft in dieser Stadt, ließt Ihr selbst in der Werkstätte meiner Meisterin ein Kleid machen. Ich habe es zugeschnitten; es gefiel euch, als es fertig war, und Ihr selbst habt seitdem die Werkstätte Euern Freunden und Bekannten empfohlen. Das ist meine Zauberei, wodurch ich bewirkt habe, daß meiner Meisterin Geschäft sich in gleichem Maaße vergrößert hat, wie sichs bei diesen Meistern verringerte. Den Kunden gefällt es, wenn sie schnell und gut gefördert werden, wenn man mit ihrem Zeug hübsch haushälterisch umgeht, und noch so ehrlich ist, auch die Reste zurück zu geben. Ist es meine Schuld, wenn diese Meister nicht so schnell und nicht so gut arbeiten? wenn sie beim Zuschneiden keine vortheilhafte Ein-

theilung treffen? oder wenn sie nicht so ehrlich sind, die großen Ueberreste zurück zu geben."

Der Richter wandte sich zu den Meistern und sprach: „Es ist wahr, dieser kleine Geselle hat mir dieses Kleid gemacht, und ich habe noch kein passenderes auf dem Leibe gehabt. Auch hatte ich nur eben so viel Zeug dazugegeben, als ich sonst immer brauchte, und doch blieb ein gutes Stück davon übrig. Dieß sind Alles Dinge, die man gerne hat, und es ist daher kein Wunder, daß sich viele Kunden einer Werkstätte zuwenden, in welcher man so gut behandelt wird. Ich finde darin durchaus nichts Außerordentliches und nichts Zauberisches, und habe daher keinen Grund, ihn zu strafen."

„Ja," schrieen da die Meister, „aber die Scheere! warum kann er damit so gut zuschneiden, und Andere, die sie gebrauchen wollen, zerschneiden das Tuch damit? das ist Zauberei! Auf den Scheiterhaufen mit dem Zauberer!"

„Herr Richter," sprach Klein-Thäddel, als dieser ihn aufforderte, sich zu vertheidigen, „ich habe Euch schon manchmal spazieren reiten sehen, auf einem raschen und wilden Pferde. Ihr aber versteht, Euer Pferd zu lenken. Wenn Ihr zum Wasserthor hinaus wollt, so muß es dahin, wollt Ihr aber zum Bergthor hinaus, so muß es dorthin. Wollte ich aber

einmal darauf reiten, so müßte ich eben hin, wo das Pferd hin wollte, und wenn es auf dem Töpfermarkt über alle Töpfe und Schüsseln hinaus trabte und mich in den größten Schaden brächte, ich könnts nicht ändern, weil ich vom Reiten nichts verstehe. Ich müßte eben meiner Ungeschicklichkeit die Schuld zuschreiben, nicht dem Pferde.

„Du hast wohl gesprochen!" sagte der Richter, und wollte sich wieder zu den Klägern wenden, als diese wieder auf's Neue schrieen: „Warum küßt er aber jedesmal die Scheere, ehe er sie braucht? Warum spricht er seinen Zaubersegen über sie? Und warum schneidet er nie mit einer andern Scheere?"

„Es ist wahr!" sagte der Richter. „Wie ist das?" „Ich küsse die Scheere, weil sie ein werthes Andenken ist, und die Worte die ich dabei spreche, sind Worte des Dankes. Warum ich aber keine andere Scheere gebrauche, diese Frage könnte sich jeder leicht beantworten, der meine Hände betrachtet. Er kann sich selbst sagen, daß ein so kleines und schwaches Händchen, wie das meine, keine große schwere Schneiderscheere regieren kann."

„Gut!" sprach der Richter, und zu den Klägern gewendet, rief er: „Ich finde hier durchaus keinen Grund zu einer Klage. Geht nach Hause, und klagt über eure Ungeschicklichkeit, so klagt ihr doch nicht

ohne Ursache. Hiermit entließ er sie und die Gesellen, die alle murrend von dannen gingen; aber mit fröhlicher Zustimmung verließen die Zuhörer den Gerichtssaal.

Nachdem sich nun Alle entfernt hatten, und nur Klein-Thäddel noch vor dem Richter stand, hieß dieser auch die Häscher hinaus gehen, und wendete sich zu ihm und sprach: „Du hast mich zwar nicht an meine Wette erinnert; aber ich habe doch daran gedacht. Mein Wort habe ich nun gelös't; ich habe dich das erstemal vor meinem Richterstuhle freigesprochen. Wenn ich dir aber wohlmeinend rathen soll, so schnüre dein Ränzlein, und mache, daß du je eher, je lieber aus der Stadt kommst. Wenn deine Ankläger sich besinnen, daß dein Gleichniß mit dem Pferde doch nicht ganz zu der Scheere passen will, und wenn sie sagen, es ist ein Anderes mit einem lebendigen Pferde und ein Anderes mit einem leblosen Werkzeuge, wie eine Scheere, so möchtest du zum zweitenmale nicht so leicht durch kommen. Denn ganz richtig ist es doch nicht mit dieser Scheere, du bist ein Tausendsasa! Darum verlaß heute noch die Stadt. — Die Meister sind dir ohnehin nun einmal aufsäßig, und wenn sie dir Arm und Bein entzwei oder dich gar todtgeschlagen haben, so nützte es dir nicht, wenn du auch ganz unschuldig wärest. Du

hättest den Schaden, und niemand nähme dir ihn ab."

Thäddel ging traurig heim. Seine Meisterin erschrack, als er ihr sagte, daß er nach dem Vorfalle seine Ehre in der Stadt gekränkt glaube, und deßhalb weiter wandern wolle. Was konnte sie aber machen? Sie sah wohl selbst ein, daß ihn die Meister auf allen Schritten und Tritten verfolgen würden, und mußte deßhalb um seinetwillen seinen Entschluß gut heißen.

11.

Ehe die nächste Morgensonne über die Berge schien, hatte Thäddel schon das Städtchen hinter sich, und wanderte längs dem Fuße der Berge in der Ebene hin. Er hatte seinen Wochenlohn von der Meisterin redlich ausbezahlt bekommen, und der war so reichlich ausgefallen, daß er eine gute Zeit davon auf der Wanderschaft zehren konnte. Deßhalb beschloß er, keine Arbeit zu suchen, sondern immer

fort zu wandern, um neue Städte und Gegenden zu sehen.

Da kam er auf seiner Wanderschaft einmal in eine große Stadt. Sie lag an einem großen Fluß, über welchen eine schöne Steinbrücke führte; ein prächtiges königliches Schloß ragte auf einem nahen Hügel über die Stadt empor, ein schönes fruchtbares Thal schloß sich an die Stadt an, und es herrschte ein munteres regsames Leben in ihren heitern Straßen. Es gefiel ihm hier ausnehmend, und da überdieß sein Reisegeld bei aller Sparsamkeit nach und nach zusammen gegangen war, so beschloß er, wieder Arbeit zu suchen. Er ging in mehrere der angesehensten Schneiderwerkstätten, wurde aber überall schnöde abgewiesen. Schon hatte er die Hoffnung, hier Arbeit zu finden, beinahe aufgegeben, als er durch ein enges Seitengäßchen der Vorstadt schlenderte, und hier noch eine Werkstätte erblickte. Sie sah wohl ärmlich genug aus, doch entschloß er sich zur Frage.

Der Meister saß allein, und arbeitete emsig, als er eintrat, und sich nach Arbeit erkundigte. „Ja, Kleiner!" antwortete er, „du kommst mir, wie gerufen. Ich arbeite zwar gewöhnlich nur allein, aber auf vierzehn Tage kann ich jetzt schon Hilfe brauchen. Ich habe zufällig neben einigen Flickereien auch zwei neue Kleider zu machen bekommen,

und die armen Schelme warten mit Sehnsucht darauf."

Klein-Thäddel blieb, und setzte sich gleich zur Arbeit. Der Meister gab ihm vorerst ein Kleid zu flicken, was in so kurzer Zeit und so schön gethan war, daß er sich darüber erstaunte. Indessen war er beschäftigt, eines der neuen Kleider zuzuschneiden, und maß viel und sann darüber und schüttelte oft den Kopf, und murmelte halblaut dabei. Thäddel war neugierig, zu sehen, was ihn so viel Kopfbrechens koste, und trat zu ihm, und besah das Maaß. „Ei!" rief er da plötzlich aus. „Was ist das für ein Maaß? der Mensch von dem es genommen ist, muß sonderbar gestaltet seyn!" — „So? das siehst du am Maaße?" fragte der Meister verwundert, „du hast Recht; er hat einen hohen Höcker auf dem Rücken. Und ich muß gestehen, es ist schwierig, das Kleid passend zu schneiden. Jeder will gut aussehen in seinem neuen Kleide, und wenns nicht der Fall ist, so trägt am Ende der Schneider die Schuld. Man sagt zwar im Sprichworte, Kleider machen Leute! allein es muß doch vorher eine menschliche Figur daseyn. Dieser arme Schlucker ist aber schrecklich mißgestaltet."

Da öffnete Klein-Thäddel sein Ränzlein, holte schnell seine Scheere hervor, und sagte, nach dem er

sie heimlich geküßt hatte: „Laßt mich das Kleid schneiden, Meister.“ — „Wenn du aber das Zeug zerschneidest?“ fragte dieser. „So soll das Euer seyn, als Ersatz für den Schaden, den ich angerichtet habe!“ rief Thäddel, und warf ein Goldstück, das einzige, das er noch übrig hatte, auf den Tisch.

Der Meister war es unter dieser Bedingung zufrieden. Er überließ ihm das Maaß und das Zeug, und Thäddel fing an zu schneiden, und schnitt mit solcher Behendigkeit, daß dem Meister Sehen und Hören verging. Doch tröstete er sich, und dachte, daß er im schlimmsten Falle an dem Goldstücke Ersatz habe. Bald aber lagen alle Theile wohlzugerichtet da, und sie fingen an zu nähen. Mit jeder Minute wuchs das Erstaunen des Meisters noch, als er sah, mit welcher Geschwindigkeit und Sicherheit sein Gesell arbeitete.

Bei guter Zeit war des andern Morgens schon das Kleid fertig. Der Mann, für den es bestimmt war, ein armer Kesselflicker, kam herein, und war erfreut, wie ein Kind, als er erfuhr, daß er es schon anziehen könne. Er säumte auch keinen Augenblick damit. Und siehe da! es paßte so vortrefflich, und deckte dabei das Gebrechen des armen Buckelichten so gut, daß er ziemlich menschlich darin aussah. Dieser und der Meister selbst freuten sich ungemein über das

wohlgelungene Kleid. Mit dem andern Kleide gings eben so. Thäddel mußte es schneiden, und obgleich der Mann, dem es gehörte, auf einer Seite eine viel höhere Schulter hatte, so verdeckte es doch auch diesen Mangel so gut, daß man ihm beinahe gar nichts anmerkte. Wer die beiden Leute vorher gesehen hatte, und sie nun wieder sah, konnte sie kaum wieder erkennen. Man wurde aufmerksam, und sah, daß ihre neuen Kleider diese vortheilhafte Veränderung hervorgebracht hatten. Daher kam es, daß auch andere, die solche und ähnliche Mängel an ihrer Leibesgestalt hatten, zu demselben Meister gingen, und sich bei ihm neue Kleider bestellten. Und Alle gingen größtentheils aus seiner Werkstätte, wie aus einer Heilanstalt, ohne sichtbare Gebrechen hervor. Denn Klein-Thäddel nahm nun selbst die Maaße, und schnitt immer zu. Hierdurch wuchs die Kundschaft des armen Schneiders täglich. Bald mußten mehrere Gesellen eingestellt, die kleine Werkstätte aus dem kleinen Gäßchen der Vorstadt mit einer geräumigern in einer der Hauptstraßen vertauscht werden, und der Ruf dieser Werkstätte breitete sich immer weiter aus. Auch ganz wohlgewachsene Leute hatten Gefallen an den netten und wohlstehenden Kleidern, die da gefertigt wurden, und Thäddel, der anfänglich nur auf vierzehn Tage ein-

gestellt worden war, blieb von einem Monate zum andern.

Der Sohn des Königs, der auf der Anhöhe bei jener Stadt residirte, war aber, ohne gerade einen Höcker oder sonst ein auffallendes körperliches Gebrechen an sich zu haben, doch von so unvortheilhaftem Wuchs, daß alle Hofschneider der Königsstadt sich vergeblich schon alle Mühe gegeben hatten, ihre Kunst an ihm zu bewähren; allein auch ihre sorgfältigst gemachten Kleider saßen ihm doch nie ordentlich auf dem Leibe. Dieser wollte in jener Zeit nach dem Willen seines Vaters auf Reisen gehen, um die Höfe benachbarter Könige zu besuchen, und bei dieser Gelegenheit die Prinzessinen zu besehen, aus welchen er sich eine Gemahlin auswählen sollte.

Da hörte er zufällig von dem neuen Schneider, seinem Zulauf und seiner ausnehmenden Geschicklichkeit sprechen, wodurch er den unansehnlichsten Körpern Ansehen und Wohlgestalt zu verleihen verstehe. Er ließ ihn daher sogleich nach Hofe berufen, und befahl ihm, das Maaß zu einem neuen Kleide zu nehmen. Zugleich versprach er ihm, wenn dieses Probekleid gut ausfalle, so wolle er seine ganze Ausstattung zur Reise bei ihm fertigen lassen.

„Mein hoher Prinz!" sagte da der Meister, „es liegt mir sehr viel daran, meine edle Kunst auch an Euch

zu bewähren. Erlaubt mir darum, daß ich nach Hause gehe, um Euch meinen kleinen Tausendsasa herzuschicken, daß dieser Euch das Maaß nehme."

„Dein Tausendsasa? wer ist denn das?" fragte der Prinz, und der Schneider antwortete: „Er ist eigentlich mein erster Gehilfe, ich habe ihn aber in meiner Kunst so zugestutzt, daß er beinahe so geschickt ist, als ich selbst. In der Kunst, die Maaße von den verschiedenen Gestalten ganz passend zu nehmen, thut er mirs vielleicht sogar auch zuvor. Denn er ist aus sehr fernen Landen hierher gekommen, und hier ist man in der Kunst des Anmessens gegen seine Heimath noch etwas zurück. Wenn Ihr daher gnädigst erlaubet, so laß ich, um gar nichts zu versäumen, durch ihn das Maaß nehmen."

„Das ist schon ein gutes Zeichen, daß der Mensch, der Tausendsasa, weit her kommt!" sagte der Prinz, „laß ihn denn sogleich kommen." Der Meister ging und schickte Klein-Thäddel. Dieser nahm das Maaß mit vielem Anstande und sehr genau, schnitt selbst das Kleid zu, und machte es ganz allein fertig. Der Meister brachte es in das Schloß, und als es der Prinz anprobirte, war es so gut gerathen, daß er wie der wohlgewachsendste junge Mann aussah. Der Prinz war entzückt, als er sich im Spiegel besah; er eilte sogleich zu seinem Vater, und der König

erkannte ihn kaum, so vortheilhaft nahm sich seine Gestalt darin aus. Der Schneider bekam daher sogleich die Bestellung zur ganzen Reiseausstattung, und wurde zum Hof- und Leibschneider ernannt. Die Folge davon war, daß von nun an alle Hofbeamten, hohe und niedere Diener des Königs, und nach ihren Beispielen bald alle angesehene Leute in der Stadt bei niemand Anderm mehr arbeiten ließen, als bei dem neuen Hof- und Leibschneider.

Hierdurch vergrößerte sich sein Geschäft so sehr, daß er sich bald ein eigenes Haus in dem schönsten Theile der Stadt kaufte, und sich Pferde und Wagen hielt, worin er immer hin fuhr, wenn er bei seinen vornehmsten Kunden ein Maaß zu nehmen hatte. Thäddel, der Tausendsasa, mußte ihn dann immer begleiten, und das Maaß nehmen. Der Meister gab sich dabei vor den Leuten wohl das Ansehen, als sey er selbst zu diesem Geschäfte zu vornehm, und halte sich dazu diesen Diener, der es unter seiner Aufsicht besorgen müsse. Wenn er aber allein mit Thäddel war, so schmeichelte er diesem aufs aller demüthigste. Er zahlte ihm überdieß einen sehr großen Wochenlohn, und machte ihm von Zeit zu Zeit noch bedeutende Geschenke; denn er wußte wohl, daß er ihm sein ganzes Glück zu verdanken habe, und daß es um seinen Ruhm geschehen wäre, wenn

Thäddel sein Ränzlein aufpackte und seinen Wanderstab weiter setzte. Er dachte daher auf Mittel und Wege, wie er ihn auf immer für seine Werkstätte gewinnen könne. Endlich glaubte er eines gefunden zu haben. Er hatte eine einzige Tochter, und diese wollte er ihm zur Frau geben. Klein-Thäddel aber lehnte dieses Anerbieten ab, und sprach: „Ich kann mich nicht schon jetzt an ein Haus und an eine Stadt binden; ich muß noch umher wandern in der Welt, und habe gerade in diesen Tagen daran gedacht, mein Glück weiter zu suchen.“ Der Meister versuchte seine ganze Ueberredungskunst, er ließ sich aber von seinem Vorhaben nicht abbringen, sondern packte sein Ränzlein auf, und zog weiter.

12.

Da er wieder Geld genug hatte, suchte er auch dießmal keine Arbeit, sondern wanderte rasch durch Städte und Länder, und besah alle Merkwürdigkeiten der Gegenden, durch welche er kam.

Wenn sein Reisegeld wieder auf die Neige ging, arbeitete er dann wieder in einer Werkstätte, und immer vermehrte sich in kurzer Zeit der Zulauf zu den

Meistern, wo der kleine Tausendsasa Arbeit genommen hatte. Er blieb nirgend mehr so lange, sondern wanderte immer bald wieder weiter. Aber die Meister sahen ihn immer nur ungerne scheiden.

So kam er endlich auf seiner Wanderschaft in ein Land, das fruchtbar schien an allem, was der Mensch zu seiner Leibesnahrung und Nothdurft bedarf. Er sah gesegnete Fruchtfelder wechseln mit herrlichen Obst- und Gemüsegärten, fette Wiesen und Weiden mit Weinbergen in freundlichem Gemische, und zwischen durch schlängelten sich fischreiche Gewässer. Rings umher sah er stattliche Dörfer und prächtige Städte liegen, und sprach bei sich: „Das ist ein Land, wie ich noch keines gesehen. Hier möcht ich bleiben bis an mein Ende!"

Allein, als er eine Weile fortgewandert war, fiel es ihm auf, daß Straßen und Wege gleichsam verödet waren, am meisten aber erstaunte er über die Tracht der wenigen Menschen, die ihm begegneten. Ihre ganze Kleidung bestand aus einem großen runden Lappen schwarzen Zeuges, in dessen Mitte sich ein Loch befand, durch welches der Kopf hindurch gesteckt war. Uebrigens ruhete es auf den Schultern, und hing von diesen rings um den Körper in vielen Falten bis auf die Füße. Für die Arme waren auf beiden Seiten Löcher geschnitten, durch welche man

sie herausstrecken konnte, wenn man sie zur Arbeit brauchte.

„Hier ist wenig für deine Kunst zu lernen, mein lieber Tausendsasa!" sagte er für sich. „Die edle Kunst, die erst die Menschen zu ordentlichen Leuten macht, scheint sich hierher noch keinen Weg gebahnt zu haben. Nun immerhin! Es ist ja auch ein großes Verdienst, etwas zur Bildung eines noch so unkultivirten Volkes beizutragen. Ha, das wird Aufsehen machen, wenn ich diese Halbwilden erst in menschliche Kleider gesteckt haben werde!" In solchen Gedanken wanderte er fort und fort.

Wie oft er auch versucht hatte, mit einem der sonderbar gekleideten Bewohner zusammen zu treffen, um ein Gespräche über seine Kleidung mit ihm anzuknüpfen, so sah er doch jedesmal, daß sie alle mit einer eigenen Scheue sich von ihm abwendeten, und einen andern Weg einschlugen, um jedes Zusammentreffen mit ihm zu vermeiden. Er war durch etliche Dörfer gewandert, und hatte in Fremdenherbergen eingesprochen, um seinen Hunger und Durst zu stillen, allein nie antwortete man ihm auf eine andere Frage, die nicht auf sein Bedürfniß Bezug hatte, und selbst die Speisen und Getränke wurden ihm so scheu hingestellt, als ob man sich vor jedem Verkehr mit ihm fürchte.

So kam er gegen Abend an die Hauptstadt des Landes. Als er von ferne die Thorhüter erblickte, hoffte er, von diesen einige Auskunft über das sonderbare Benehmen und die eben so wunderliche Kleidung der Bewohner des Landes zu erhalten. Kaum war er aber durch das äußere Thor eingetreten, so wurden auch schnell die Thorflügel geschlossen und eben so auch die inneren Gitterthüren zugezogen, so daß er sich in dem engen Raume zwischen beiden Thoren gefangen sah.

Innen erschienen nun die Thorwächter, mit langen Spießen bewaffnet, und fragten ihn, wer er wäre. „Ich heiße Thäddel," anwortete er, „und bin der Tausendsasa, der berühmte Schneidergeselle, der alle Meister reich macht, wo er arbeitet." — „Was? ein Schneider?" schrieen die Thorwächter. „Und du wagst es, in dieses Land, und sogar in die Hauptstadt dieses Landes einzugehen? Das wird dir übel bekommen. Auf, fort in den Gerichtssaal!"

„Warum denn? Was hab ich denn gethan?" fragte Thäddel. „Wie? du bist ein Schneider, und fragst noch, was du gethan? Komm nur mit vor Gericht! Marsch! fort!" hieß es; das Gitterthor that sich auf, und begleitet von zwei Thorhütern mit ihren langen Spießen, ward er durch die Stadt geführt, und kam so nach dem Richthause.

Dort saßen in dem Gerichtssaale zwölf Richter um einen schwarz gedeckten Tisch, und alle waren in dieselbe wunderlich einfache schwarze Tracht gekleidet, wie alle andern Leute, die dem armen Thäddel bisher in dem Lande vorgekommen waren.

„Wen bringt ihr da?“ fragte der Richter, der zu oberst am Tische saß, und die Wächter antworteten: „Seht diesen Menschen nur an, wie er gekleidet ist!“ Das konnte aber Klein-Thäddel nicht ertragen, daß man an seiner Kleidung etwas aussetzte, und er rief daher in großem Eifer: „Warum? was fehlt meiner Kleidung? Ist sie nicht von dem modernsten Stoffe gemacht? nicht nach dem neuesten Schnitte? Wie könnt ihr überhaupt über so etwas urtheilen? Das versteht ihr gar nicht!“

„Nun, nun!“ brummten die Wächter, „wenn wirs schon nicht verstehen, so wissen wir doch, daß diese Kleidung, wie du sie trägst, in unserm Lande verboten ist, und daß jeder öffentlich mit Ruthen gestrichen wird, der sich darin sehen läßt.“ — „Und erwägt seine Vermessenheit,“ fügte einer der Wächter hinzu, „der Mensch ist sogar ein Schneider!“

„Ein Schneider? ein Schneider?“ fragten alle Richter, wie aus einem Munde, und sahen ihn lange mit mitleidiger Scheu an. Dann fragte der

Oberrichter: „Hast du etwa die Gesetze unseres Landes nicht gekannt, als du es wagtest, hieherzukommen?“ — „Lieber Herr Richter,“ antwortete Thäddel, „ich schwöre Euch, daß ich gar nichts von euern Gesetzen weiß.“

„Dann ist mirs leid um dich!“ sagte der Oberrichter, denn obgleich unwissend, wirst du doch eben so gestraft, wie der, welcher wissentlich sündigt. Unsere Gesetze sind streng und unerbittlich. Heilige Eide verpflichten uns, die wir des Königs Stelle versehen, jeden mit Ruthen streichen zu lassen, der sich in anderer, als derjenigen Tracht öffentlich sehen läßt, die du an allen Einwohnern des Landes gesehen hast; und wagt ein Schneider, in dieß Land einzuwandern, so wird er in den Riesenpark geführt, und mag zusehen, wie es ihm dort ergeht.“

Als Klein-Thäddel von Ruthenstreichen hörte, da erzitterte er am ganzen Leibe, und als der Oberrichter geendet hatte, sagte er: „Lieber Herr Oberrichter, führt mich in des Himmels Namen zu dem Riesen, laßt mich nur nicht mit Ruthen streichen. Der Riese wird ja schon mit sich reden lassen.“

„Darin wirst du dich irren!“ versetzte der Richter. „Dieser Riese verlangt von jedem, der in seinen Park kommt, daß er drei Dinge mit ihm um die

Wette vollbringe; gelingt es ihm nicht, so mißhandelt er ihn auf grausame Weise zu Tode. Doch wenn es Einem einmal gelingen sollte, die drei Dinge eben so gut oder gar besser zu machen, als der Riese, so wird dieser der Gemahl einer Prinzessin, die der Riese nun schon hundert Jahre in seinem Schlosse hütet, um ihr die Lust nach schönen Kleidern und Schneidern zu vertreiben."

„Das ist eine alte Prinzessin!" rief Thäddel. „Aber sagt, Herr Richter, ists nicht genug, wenn ich zu dem Riesen geführt werde? da wird das Ruthenstreichen doch überflüssig seyn." — „Es ist wahr!" so wendete sich der Oberrichter zu den übrigen, „die größere Strafe macht die geringere überflüssig. Wie meint Ihr, meine Collegen?"

„Allerdings! allerdings! Jawohl! ja wohl!" stimmten diese einmüthig zu. „Gut!" fuhr der Oberrichter fort, indem er sich zu den Wächtern wandte: „So nehmt diesen doppelten Verbrecher, und führt ihn in das Blockhaus. Der Blockmeister hat mit seinem Leben dafür zu stehen, daß er nicht entkomme. Morgen wird er nach dem Parke des Riesen geführt."

13.

Als die Wächter unsern Thäddel dem Blockmeister übergeben hatten, fragte ihn dieser: „Du bist also ein wirklicher Schneider, und verstehst du auch dein Geschäft recht gut?“ „Ey was!“ rief Thäddel halb beleidigt, „warum hieße ich denn der Tausendsasa! Ich werde doch nicht umsonst so genannt werden!“ — „O höre,“ sprach da der Blockmeister, „da kannst du mir einen großen Gefallen thun.“

Thäddel war bereit dazu, und erfuhr von dem Blockmeister, daß seine Töchter insgeheim die Schneiderei trieben, und denjenigen, die sich in ihren Häusern durch Putz und Kleiderpracht für die Entbehrung im öffentlichen Leben entschädigen wollten, schöne Kleider fertigten. Weil aber Andere neuere Muster von solchen Kleidern aus dem Auslande bekommen hatten, so fanden jene jetzt mehr Zuspruch. „Du bist nun ganz neu aus dem Auslande gekommen, und bringst gewiß den neuesten Kleiderschnitt mit,“ schloß der Blockmeister, „darum wünschte ich, daß du meinen Töchtern ein Musterkleid machtest, damit sie wieder durch den neuesten Schnitt alle andern Arbeiterinnen übertreffen. Wenn du dieses thust, so kannst du in meinem eigenen Zimmer bleiben, statt daß du sonst die Nacht, in den Block gespannt, in einem unterirdischen Gefängnisse zubringen müßtest.“

„Das bin ich wohl zufrieden!“ sprach Thäddel, „aber sagt mir nur, wie es kommt, daß ihr so wunderliche Gesetze hier zu Lande habt, wegen der Schneider und wegen der Kleider, wovon man sonst in der Welt doch gar nichts gehört hat.“ Der Blockmeister antwortete: „das ist eine lange Geschichte, die ich dir nachher erzählen will.“

Thäddel ward nun von dem Blockmeister in seine Wohnung eingeführt, wo er seinen Töchtern das Musterkleid machen sollte. Er hatte schon vor langer langer Zeit in dankbarer Erinnerung an die alte Winfriede, und seinem Versprechen gemäß, aus dem feinsten und kostbarsten Stoffe ein wahres Prachtkleid für sie gefertigt. Dieses trug er überall in seinem Ränzlein mit sich herum; und als er dieß nun öffnete, um Scheere und Fingerhut herauszunehmen, kam auch dieses Kleid heraus, weil es oben darauf lag. Kaum sahen es aber die Töchter des Blockmeistes, so schrieen sie laut auf vor freudiger Bewunderung, und sie und ihr Vater baten Thäddeln auf's Dringendste, er möge ihnen doch dieses Kleid überlassen, indem sie glaubten, daß sie kein schöneres Musterkleid bekommen könnten.

Klein=Thäddel widerstand aber ihren dringenden Bitten, „denn,“ dachte er sich, „die alte Winfriede könnte mir doch noch einmal begegnen, und dann

müßte ich ja ganz undankbar vor ihr erscheinen, wenn ich ihr das hochzeitliche Kleid zur Vermählung ihrer Tochter nicht geben könnte." Da die Mädchen aber das Kleid festhielten und gar nicht loslassen wollten, und immer dringender und dringender baten, so sagte er: „Ihr wollt doch ein Musterkleid nach dem neuesten Schnitte, und dieß habe ich nun schon vor drei Jahren gefertigt. In der Zwischenzeit hat sich aber der Schnitt der Kleider so sehr geändert, daß dieses außer euerm Lande nirgends mehr getragen würde."

Diese Vorstellung fand endlich Eingang. Sie gestatteten nun, daß er Winfriedens Kleid wieder einpacken durfte, und brachten aus ihrem heimlich aus dem Auslande erhaltenen Vorrathe die besten Stoffe herbei. Nachdem sich Thäddel an ihrem gemeinschaftlichen Abendessen erquickt und gestärkt hatte, wurde der Arbeitstisch zurecht gestellt; Thäddel schnitt ein Kleid nach dem Maaße der jüngsten Tochter, und ein Männerkleid nach dem Maaße des Blockmeisters selbst. Sie setzten sich hierauf zum Geschäfte; Thäddel wies die Mädchen an, die Stücke des Frauenkleides zusammen zu nähen; er selbst nähete an dem Männerkleide und der alte Blockmeister saß bei ihnen und verkürzte ihnen die Zeit, indem er ihnen folgende Geschichte erzählte.

Vor hundert Jahren herrschte hier ein König, der die lange Reihe guter Herrscher beschloß, unter deren milder und weiser Regierung sich das Land zu großem Wohlstande erhoben hatte. Dieser König hatte eine Gemahlin, von der man sich im Volke allerlei Wunderbares erzählte. So viel war gewiß: man wußte nicht wer, noch woher sie war, oder auf welche Weise sie in das Schloß gekommen. Sie war eines Morgens da, und der König selbst stellte sie zuerst seinen Hofdienern und dann den Hofbeamten als seine Gemahlin vor, und von jenem Augenblicke genoß sie alle Rechte und Ehren einer Königin.

Der König schien Anfangs sehr glücklich mit ihr zu leben, und eine Tochter, die ihnen der Himmel schenkte, schien dieses Glück noch mehr zu erhöhen. Denn diese Prinzessin war von einer so seltenen Schönheit, daß sie die schönste Jungfrau im Lande zu werden versprach.

Man war indessen im Volke allgemein darüber einig, daß die Königin eine Genientochter seyn müsse, eines jener übermenschlichen Wesen, die von dem Könige der Geister aus Ursachen, die uns Menschen unbekannt sind und vielleicht unbegreiflich wären, genöthigt werden, eine gewisse Zeit auf Erden zu leben, und in menschlicher Gestalt mit gewöhnlichen Menschen in nähere Verbindung zu treten.

Wie aber solche Wesen zwar einerseits noch Spuren ihrer übermenschlichen Herkunft an sich tragen, indem sie Manches vermögen, was sterblichen Menschen unmöglich wäre, so nehmen sie auf der andern Seite auch gar zu leicht Fehler und Schwachheiten irdischer Menschen an, und zwar in solcher Uebertreibung, zu welcher sich gewöhnliche Menschen selten verirren. Dieß war auch bei dieser Königin der Fall. Schon in den ersten Jahren ihrer Erscheinung an dem Hofe zeigte sich an ihr eine übertriebene Lust an Putz und Kleiderpracht und insbesondere an dem häufigen Wechsel in der Wahl der Stoffe und ihres Zuschnittes. Mit jedem Jahr nahm diese Leidenschaft zu, und artete nach und nach in eine an Wahnsinn gränzende Uebertreibung aus. Immer kostbarere und prächtigere Stoffe mußten erfunden, immer neue und oft ganz wunderliche Zuschnitte mußten von den Schneidern ersonnen werden. Immer häufiger wechselte sie ihren Anzug, und man wollte behaupten, daß sie nie ein Kleid zweimal auf dem Leibe gehabt, oder je zwei nur nach dem nämlichen Schnitte habe fertigen lassen.

Die Prinzessin wurde zu gleicher Eitelkeit erzogen, und hatte eben solche Lust an immer neuen und neuern Gewändern und neuerm Zuschnitte, und als sie aus den Jahren der Kindheit trat, ahmte sie in

dieser übertriebenen Liebhaberei ihre Mutter völlig nach.

Bald reichte die gewöhnliche Einnahme des Königs nicht mehr zu, und es mußten von den Unterthanen größere Abgaben erhoben werden, um die Mittel zur Befriedigung dieser wahnsinnigen Putzsucht herbei zu schaffen. Obgleich das Volk darüber murrte, so war dieß doch das kleinste Uebel. Das Beispiel der Hohen wirkt immer auch auf ihre Umgebung und von dieser immer tiefer hinab bis zu den niedrigsten Ständen. So kam es auch hier, daß sich diese Putzsncht bald unter die Frauen der Hofbeamten, und von diesen in immer weitern Kreisen unter dem Volke verbreitete, bis am Ende das ganze Land davon angesteckt war. Und nicht nur unter den Frauen herrschte das Uebel, es war nach und nach auch auf die Männer übergegangen. Weil aber dieser Aufwand alle Mittel verschlang, so blieb wenig oder nichts zur Befriedigung anderer Bedürfnisse übrig, und bald ging auch mit den Mitteln der Sinn für die nothwendige Ausbildung des Geistes verloren; die Köpfe der Jugend und selbst mancher Bejahrter waren nur mit solcher Eitelkeit ausgefüllt.

Das war denn eine goldene Zeit für die Schneider. Sie waren die unentbehrlichsten Glieder der bürgerlichen Gesellschaft und die nützlichste Thätigkeit

in jedem andern Geschäfte wurde nicht so reichlich belohnt, als die Erfindung eines neuen Kleiderschnittes oder die Geschicklichkeit in Fertigung neuer Kleider. Während alle andern Geschäfte daher in Rückgang geriethen, machten die Schneider ungeheuere Verdienste, kauften sich die schönsten Paläste in der Residenz, und ihr Stand war vor allen hochgeachtet und angesehen, so daß es gar nicht so sehr auffiel, als die Prinzessin erklärte, der Mann, dem sie als ihrem Gemahle die Hand reichen sollte, müßte durchaus ein Schneider seyn.

Der König hatte zwar schweigend der Thorheit seiner Gemahlin zugesehen, aber tief hatten ihn die Folgen derselben bekümmert; noch mehr beugte ihn diese Erklärung seiner Tochter. Der Gram zehrte seine Lebenskraft auf, und er fühlte, daß sein Ende nicht mehr ferne sei.

Da versammelte er eines Tages zwölf der weisesten Männer aus seinem Lande, die sich aus Verdruß über die Verkehrtheit des Volkes in die Stille der Gebirge zurückgezogen hatten, und hielt eine lange und geheime Unterredung mit ihnen, in welcher sie ihm mit einem feierlichen Eide geloben mußten, daß sie nach seinem Ableben alle Mittel anwenden wollten, der Thorheit, die alle Stände ergriffen, mit Ernst und Nachdruck Schranken zu

setzen. Hierauf ließ er seine Gemahlin vor sich kommen, und sprach zu ihr: „Meine theure Gemahlin! ich habe dir am Tage unserer Verlobung mit einem heiligen Eide gelobt, deiner Lust an Kleiderpracht und Putz während der Dauer unserer Verbindung auf keine Weise störend in den Weg zu treten. Ich hielt eine solche Neigung an sich für unschuldig und unschädlich. Bald aber habe ich mich überzeugt, daß sie auf eine schädliche Weise übertrieben werden kann. Ich will die Nachtheile hier nicht aufzählen, die diese deine Sucht nach Putz und Kleiderpracht über das Land gebracht hat. Sie liegen offen vor Aller Augen. Allein ich fühle mich durch mein Gewissen aufgefordert, dir zu bekennen, daß die Reue über mein unbedachtes Versprechen schon lange an meinem Leben nagte, und daß sie die Ursache meines frühen Todes ist. Zugleich wollte ich dich dringend bitten, dieser thörigten Liebhaberei zu entsagen, und alle deine Kraft anzuwenden, unsere Tochter von dem gleichen Irrwege zurück zu bringen. Diese unsere Tochter sollte nach dem Erbrechte nach mir auf dem Throne sitzen; allein dieser Gedanke erschwert mir die Stunde meines Todes. Ich gebe dir daher den Königsring, und ersuche dich, ihn so lange zu bewahren, bis sie von ihrem Uebel geheilt seyn wird. Dann soll sie ihn einem Manne geben, der würdig ist, ihr Gemahl zu werden, und

dieser soll in Kraft des Ringes meinen Thron besitzen. Bis dahin habe ich das Reich den Weisen des Landes übertragen." Er reichte ihr den Ring und verschied, ehe die Königin sich aus ihrem starren Erschrecken erholt hatte. Der König wurde mit feierlichem Gepränge begraben.

Von Stund an hatte sich aber der Sinn der Königin gewendet. Sie war in sich gegangen, und fühlte innige Reue über ihre bisherige Eitelkeit. Sie trat in den Rath der Weisen, und überlegte mit ihnen, was zu thun sey, dem Uebel gründlich zu steuern, das durch sie veranlaßt worden war.

Da wurde denn eine feierliche Landestrauer für alle Bewohner des Landes ohne Unterschied des Standes oder Geschlechtes angeordnet, die bestehen sollte in der einfachen Bekleidung, die wir alle jetzt noch öffentlich tragen, und dauern sollte, bis ein Mann würdig befunden würde, den Königsring mit der Hand der Prinzessin zu empfangen. Dabei wurde verordnet, daß derjenige, der sich öffentlich im anderen Gewande zeigen würde, mit Ruthen gestrichen werden sollte. Den Schneidern wurde aber ein Tag anberaumt, an welchem sie alle bei Lebensstrafe das Land verlassen mußten.

Die Prinzessin aber, eingedenk des Vergnügens, das ihr die Schneider durch ihre Geschicklichkeit und

Erfindungen gewährt, wollte sie nicht mit einem Male verbannt wissen. Sie konnte nicht glauben, daß man so grausam seyn werde, eine so zahlreiche und bisher so geachtete Bürgerklasse am Leben zu strafen. Daher rieth sie den Schneidern zu bleiben, und versicherte sie ihres Schutzes. Im Vertrauen auf ihre Zusicherung blieben alle Schneider in der Stadt. Als aber die Weisen davon benachrichtigt wurden, ließen sie ihnen ankündigen, daß sie am nächsten Morgen alle durch den Strang hingerichtet werden sollten, und am Abende wurden schon in allen Straßen die Galgen errichtet, den Thorwächtern aber war die Weisung zugegangen, bei Lebensstrafe keine Schneider mehr hinauszulassen. Da merkten die Schneider, daß es Ernst sey, und liefen zur Prinzessin, und verlangten von ihr den versprochenen Schutz. Diese aber erdachte eine List. Nach ihrem Rathe kauften sich die Schneider bei den Metzgern und Gerbern so viele Bocks- und Ziegenhäute zusammen, als nöthig waren um alle damit zu bekleiden. Nun nähete Einer den Andern in eine solche Haut, der letzte kleidete sich als Hirten, und so erschien am nächsten Morgen in aller Frühe eine zahlreiche meckernde Heerde, für welche der Hirte den Ausgang begehrte, weil er sie auf die Weide führen wolle. Die Thorwächter dachten an nichts Arges und ließen die Heerde hinausgehen. Draußen aber

richteten sich alle von ihren vier Füßen auf zwei Beine auf, und liefen mit großer Schnelligkeit von dannen und über die Gränze. So waren die Schneider gerettet.

„Aha!" unterbrach Klein=Thäddel den Blockmeister. „Nun weiß ich doch auch, warum man in aller Welt, wo ich auch hingekommen bin, uns arme Schneider mit den Böcken neckt, und uns spottweise Böcke nennt."

Der Blockmeister fuhr in seiner Erzählung fort. Als die Königin erfuhr, wie die Schneider durch die List ihrer Tochter entkommen waren, rathschlagte sie mit den Weisen, und ließ hierauf Alles Volk durch öffentliche Aufrufer in den Schloßhof berufen. Dort erschien sie mit ihrer Tochter auf einem erhöhten Schaugerüste, und vor demselben saßen die zwölf Weisen. Nachdem sich viel Volk dort versammelt hatte, wurde das Zeichen zum Stillschweigen gegeben, und die Königin sprach:

„Meine Tochter, die ihr hier sehet, hat ihren Sinn immer noch nicht von der Eitelkeit und Putzsucht abgewendet. Damit sich ihr eitler Sinn aber reinige und läutere, rufe ich hier feierlich aus der Genienwelt einen Wächter, der sie so lange in einem eigenen Schloße in dem nahen Wildparke der Könige bewachen soll, bis es einem sterblichen Menschen gelingt in drei

Dingen diesen Wächter zu übertreffen. Dieser soll ihr dann vorgestellt werden, und wenn sie ihn für würdig erkennt, mag sie ihm den Königsring reichen, und mit ihm nach ihres Vaters Willen seinen Thron besteigen. Wer es aber wagt, den Riesenpark von nun an zu betreten, der muß die Wette mit dem Riesen bestehen, unterliegt er, so ist er den grausamsten Martern desselben verfallen. Vor Allem aber soll jeder Schneider, der fortan im Lande betreten wird, ohne Gnade und Barmherzigkeit dem Riesen in den Park zugeführt werden.

Hierauf winkte die Königin mit ihrer Hand nach der Ferne und rief:

„Komm, Riese aus dem Feenreich!
Was ich gesagt, vollziehe gleich.“

Und alsbald stand ein Riese bei ihr auf dem Schaugerüste, der nocheinmal so groß war, als der größte Mann unter den Versammelten. Dieser umspannte die Prinzessin in der Mitte des Leibes mit der Hand, erhob sie von dem Boden, und schwebte mit ihr nach dem Wildparke, hinüber, der sich dort in der Nähe der Stadt gegen das Gebirge hin erstrecket.

Die Königin winkte nochmals mit der Hand, und als die vorige Stille wieder eingetreten war, sprach sie: „Ich bin eine Genientochter, und von dem Könige der Geister zu meiner Prüfung in menschlicher

Gestalt auf die Erde geschickt. Meine Prüfungszeit war zwar mit dem Tode meines Gemahles vorüber gewesen. Weil ich aber durch meine Thorheit Schuld an seinem frühen Tode bin, und viel Schlimmes über sein Volk gebracht habe, klage ich mich hier öffentlich dieser Schuld an, und verlängere freiwillig meine Prüfungszeit auf Erden, um für diese Schuld zu büßen." Sie hängte mit diesen Worten den Königsmantel um, und dieser verwandelte sich augenblicklich in einen alten geflickten Mantel. Ihre Gestalt beugte sich zusammen zu der Gestalt eines alten Mütterchens mit wackelndem Kopfe, das Scepter verwandelte sich in ihrer Hand zu einem dicken Knotenstocke. Hierauf sprach sie: „In dieser Gestalt will ich die Länder der Erde durchziehen, und wenn ich an einem Ende angekommen bin, die Wanderung immer vom Neuen wieder anfangen, bis mir ein junges unschuldiges Blut vertrauet, und aus Barmherzigkeit ein neues Gewand schenkt."

Hierauf stieg sie herab, wandelte durch das Volk hin, und ist seitdem nicht mehr im Lande gesehen worden.

So endete der Blockmeister seine Erzählung. „Es haben wohl seitdem Manche, vom Vorwitz gedrungen, versucht, die Wette mit dem Riesen zu bestehen, manche Schneider, die in dem Lande ergriffen wurden

sind nach dem Parke geführt worden, allein ihre Gebeine hängen an dem höchsten Baume, unferne dem Eingang, und rasseln, vom Winde bewegt, und schrekken Jedermann ab, die gefährliche Wette mit dem Riesen zu bestehen. Denn Jedermann fürchtet sich vor dem Wettriesen, wie er unter dem Volke genannt wird."

14.

Thäddel hatte der Erzählung aufmerksam zugehört, und es schien ihm, als kenne er die Königin, seine Nadel hatte aber niemals geruht, auch die Töchter des Blockmeisters waren nicht müßig gesessen, und als der Tag zu grauen begann, waren auch die zugeschnittenen Kleider schon fertig. Sie waren vortrefflich gerathen, und die Familie freute sich ungemein, nun solche Muster zu besitzen. Sie bedauerten auch ganz aufrichtig den armen Thäddel, daß er nun bald dem grausamen Riesen zugeführt werden sollte. Ihr Mitleid war aber unmächtig, sie konnten sein Schicksal nicht ändern. Doch Thäddel war nicht kleinmüthig. „Es ist ja doch möglich," sprach er, „daß ich mit dem Riesen fertig werde. Meine Mutter hat mir

ja einmal gesagt, es habe schon manch ein Kleiner einen Großen zu Schanden gemacht."

Unter solchen Gesprächen war endlich der Tag völlig angebrochen, die Sonne schien zu den Fenstern herein, und nun erschienen auch die Häscher, die beauftragt waren, das gute Schneiderlein hinauszuführen in den Riesenpark, um ihn dem Riesen zu überliefern. Auf dem Richtplatze vor dem Rathhause war eine Tribune aufgerichtet und mit schwarzem Tuche beschlagen. Dort saßen die zwölf Richter und der Oberrichter verkündigte ihm noch einmal sein Urtheil. Hierauf umringten ihn die Häscher, und führten ihn durch die Stadt zum Thore hinaus gegen das Gebirge hin. Bald lag der Park vor ihnen, der ganz umgeben war mit einer hohen undurchdringlichen Umzäunung, und vorn befand sich ein großes weites Thor von starken Eisenstäben. Weiter drinnen aber ragten große Bäume über die niedrigen heraus, und an ihren obern Aesten sah Klein-Thäddel etwas Weißes hängen, das im Winde hin und her klapperte. „Was ist denn das für eine Art von Obst, das jene hohen Bäume tragen?" fragte Thäddel die Häscher. „Das sind die Gebeine, der Vorwitzigen und der Schneider, die der Wettriese besiegt, und dort an den Bäumen aufgehängt hat!" sagten diese. „So wird auch dein Gebein bald im Winde rasseln."

Ehe sie aber noch dem Thore des Parkes ganz nahe gekommen waren, rief eine Stimme: „Guten Morgen, Thäddel! Nun, wie gehts, du Tausendsasa? Hast du Wort gehalten, und hast du mir doch nicht das hochzeitliche Kleid für das Vermählungsfest meiner Tochter vergessen?“

„Ei, seyd Ihrs?“ fragte Thäddel erstaunt dagegen. „Ach, Frau Winfriede, mir gehts nicht zum Besten!“ Es war wirklich die alte Winfriede, die in ihrem alten gestickten Mantel plötzlich zu ihnen getreten war. Die Häscher wollten aber Klein-Thäddel treiben, daß er schnell in den Park eintreten sollte, denn ihnen wars ganz unheimlich in der Nähe der verrufenen Stelle. Die alte Winfriede sprach aber zu ihnen: „Haltet! Ihr habt nicht so zu eilen, und wenn ihr uns nicht Zeit gebet, daß ich mit dem Tausendsasa mein Geschäft abmachen kann, so rufe ich den Riesen, daß er euch dort an die großen Bäume aufhängt. Es ist mein Vetter, und thut mir das schon zu Gefallen.“

Bei diesen Worten der Alten überfiel selbe aber große Angst, und sie hielten an auf ihrem Wege. Da fragte sie wieder: „Nun, Thäddel, hast du mein Kleid vielleicht vergessen?“ — „Nein!“ antwortete Thäddel. „Ich trags schon so lange im Ranzen mit mir herum, daß es seitdem ganz aus der Mode

gekommen ist.“ Er packte das Kleid aus, und die alte Winfriede nahm es ihm ab und betrachtete es mit großer Zufriedenheit. Es blickte dabei eine ganz eigene Lust aus ihren Augen hervor. „Es ist gut, daß du Wort gehalten hast!“ sagte sie. „Und du hast weder am Stoffe noch an der Arbeit etwas gespart. Hast du auch die Scheere noch?“ Thäddel zeigte sie ihr, und sie nahm sie, und sprach: „Du brauchst sie nicht mehr, ich will dir etwas anderes dafür geben, das du besser brauchen kannst. Da nimm diesen Stein, und wenn du einmal recht hoch werfen willst, so wirf mit diesem, und denke dabei an mich, sprich meinen Namen dabei nur ganz in der Stille aus.“ — Thäddel steckte den Stein ein, und sprach ganz traurig: „Ach du lieber Himmel, das Werfen war nie meine Sache; und jetzt vergeht mirs vollends.“

„Ei was!“ rief Winfriede, „hast du denn dein Sprüchlein vergessen? denke dran: Frisch gewagt, ist halb gewonnen! — Und hast du denn deinen Fingerhut noch.“ — „Ja wohl! da ist er!“ sprach Thäddel, und hielt ihr den Fingerhut hin. „Stecke ihn nur hier in die Erde und merk dir die Stelle!“ sagte Winfriede. — „Steck ihn nur dort neben den Steinhaufen!“ Thäddel that, wir sie ihm gerathen. „Da hast du etwas anderes dafür. Nimm diese Kugel,

sie ist gut, wenn du einmal um die Wette Kugeln schieben mußt.“ Sie gab ihm eine ziemlich große ganz stachelichte Kugel, die er sogleich in sein Ränzlein steckte.

„Nun, weiter kann ich dir nichts mehr geben!“ sprach sie, als einen guten Rath. „Wo die Kraft nicht ausreicht, thuts oft auch eine unschuldige List. Hilf dir im Uebrigen selbst, und vergiß dein Sprüchlein nicht: „Frisch gewagt, ist halb gewonnen!“ Bei diesen Worten war die Alte verschwunden.

„Frisch gewagt, ist halb gewonnen!“ rief Klein-Thäddel nun ganz muthig. „Auf, führt mich jetzt in den Park.“ Die Häscher säumten nicht. Sie begleiteten ihn bis an das Thor, dieses that sich auf, und der kleine Tausendsasa schritt ziemlich getrosten Muthes hindurch. Die Häscher aber eilten, so schnell sie konnten, nach der Stadt zurück.

Unser Schneiderlein war noch nicht weit in den Waldpark hinein gekommen, so hörte er auch schon ein furchtbares Brüllen: „Warum wagst du es, in meinen Park zu kommen?“ und bald sah er auch den Riesen auf sich zuschreiten. „Wenn ich nicht gezwungen worden wäre,“ antwortete Thäddel, „so hätte mich der Vorwitz nicht daher gebracht.“ — „So? also bist du ein Schneider?“ brüllte der Riese.

„Gut, so komm, wir wollen einmal sehen, wer am höchsten von uns werfen kann!“ — „Das bin ich schon zufrieden!“ antwortete Thäddel. Der Riese führte ihn tief hinein in den Park. Da stand ein hoher Thurm, der war zehn Stockwerke hoch, und in jedem Stockwerke hätte der Riese ganz wohl aufrecht stehen können. Auf einer Seite des Thurmes war ein Fenster über dem andern in jedem Stockwerke. Oben drauf aber befand sich noch ein spitzes Dach, das war ganz von Glase. „Komm!“ sagte der Riese wirf einmal da hinauf, wir wollen sehen, wer das oberste Fenster einwerfen kann.“ — „Du mußt aber zuerst werfen!“ sagte Thäddel. „Das soll auch geschehen!“ versetzte der Riese, und nahm einen großen Stein von der Erde, und warf, und das Fenster des neunten Stockwerkes fiel klirrend in Splittern zusammen.“ Das kann ich auch, und noch besser!‘, rief Klein-Thäddel, und nahm seinen Stein und sprach: „Winfriede!“ warf in die Höhe. Es war aber als ob der Stein ein Vogel geworden sey. Er flog mit ungemeiner Geschwindigkeit immer höher, und fuhr klirrend in die Spitze des Thurmes. „Das war dein Stein!“ sagte der Riese, „der ist höher geflogen, als der meine. Ich hätts nicht hinter dir gesucht, daß du so gut werfen könntest.“

Nun führte er das kleine Schneiderlein weiter in

den Park, an eine lange, lange Kegelbahn, und sprach: „Hier laß uns Kugeln schieben, und sehen, ob deine oder meine Kugel am weitesten geht.“ — „Gut!“ sagte Klein-Thäddel, „merk dirs aber wohl: es gilt, wessen Kugel am weitesten geht.“ — „Richtig!“ stimmte der Riese bei, und warf seine Kugel auf die Bahn hinaus. Sie fuhr so weit, daß sie in der Ferne nur noch ganz klein erschien. Er klatschte frohlockend mit seinen großen Händen, und rief: „Nun ist's an dir. Soweit geht deine Kugel nicht.“ — „Die meinige läuft gewiß weiter,“ antwortete Thäddel, „und ich verlange keine weitere Begünstigung, als daß ich so lange sie läuft, hinten her laufen darf!“ — „Das magst du halten, wie du willst!“ sagte der Riese. Da holte Klein-Thäddel seine stachelichte Kugel heraus, denn er hatte wohl gemerkt, daß es ein Igel war, der sich zu einer Kugel zusammen gerollt hatte, und warf sie auf die Bahn hin. Sie rollte lange nicht so weit, als die Kugel des Riesen, und dieser rief schon: „Hoho! verloren!“ — „Noch nicht!“ anwortete Thäddel, denn der Igel rollte sich auf, und wollte davon laufen. Klein-Thäddel lief ihm nach, und lief so fort, bis sie beide über die Kugel des Riesen hinaus kamen. Der Riese kam nun auch nach und sagte: „Hör einmal, du gebrauchst allerlei List. Du

hast aber dem Worte nach gewonnen, denn gelaufen ist deine Kugel weiter, als die meine; ich habe die meinige aber weiter geworfen." Darum haben wir auch nur gewettet, daß meine Kugel weiter gehen oder laufen müsse, als die deinige!" antwortete Klein-Thäddel.

„Nun aber," fuhr der Riese fort, „nun sollst du mich nicht mehr durch Worte fangen. Siehst du dort jenen Baum? kannst du springend über ihn kommen?" — „Kannst du es denn?" fragte Thäddel. Der Riese nahm einen Zulauf, und sprang in einem großen Satze über den Baum.

„Hoho!" sagte Klein-Thäddel, der sich inzwischen auf neue List besonnen hatte. „Da kann ich's besser. Sieh dort jene junge Pappel, diese ist doch höher, als dein Baum! wenn ich sie einmal abmessen könnte, ich glaube, ich würde auch über die Pappel springen." „Das wirst du doch bleiben lassen!" versetzte der Riese. „Es kommt auf die Probe an!" antwortete Thäddel. „Sey aber so gut, und biege mir den Baum einmal herunter, daß sein Gipfel die Erde berührt; ich muß ihn erst messen, daß ich den Sprung darnach einrichte, und nicht gar zu viel zu hoch springe."

„Ei du Bramarbas!" rief da der Riese. Er faßte aber die Pappel in der Mitte, und bog so ihren

Gipfel hernieder. Klein-Thäddel that, als schreite er die Länge ab; als er aber an den Gipfel kam, rief er: „Ich habe das Maaß schon, laß ihn jetzt nur los.“ Zugleich hielt er sich aber an dem laubigen Gipfel fest, ward von dem Schwunge des Baumes mit in die Höhe genommen, und auf der andern Seite weit hinaus ins hohe Gras geworfen. Während der Riese noch ganz verwundert dastand, und sich besann, daß er wieder überlistet worden wäre, hatte sich Thäddel von dem Luftsprung wieder erholt, und kam herbei, indem er lachend rief: „Da bin ich wieder! Nun, wer ist höher gesprungen?“

„Du bist ein wahrer Tausendsasa!“ rief der Riese. „Du hast mich nur vexirt, aber gewonnen hast du die Wette.“ „Um was hat die Wette denn gegolten?“ fragte Thäddel. „Das wirst du gleich sehen!“ antwortete der Riese, und packte ihn mit einer Hand, setzte ihn auf die Schulter, und lief mit ihm noch weiter in den Park hinein, bis an einen großen See, auf dessen jenseitigem Ufer ein schönes Schloß stand, dessen Wände ganz mit glänzend polirtem Stahl bekleidet waren. Dort machte er Anstalt, ihn unterzutauchen. Thäddel schrie aber: „Hab ich die Wette nicht gewonnen? Warum willst du mich denn ersäufen?“

„Nur waschen!“ brummte der Riese. „So, wie

du dastehst, ein kleines dürres Schleiderlein, kann ich dich doch nicht der Prinzessin, als ihren künftigen Gemahl vorstellen. Du mußt zuvor doch auch etwas gleich sehen." Und damit packte er ihn, tauchte ihn etliche Mal unter, schwenkte ihn in dem Wasser hin und her, daß das Wasser über ihm Wellen schlug, wie es die Wäscherinen thun, wenn sie ein Tuch im fließenden Wasser abschwenken. Das arme Schneiderlein verlor alle Besinnung.

15.

Als aber Klein-Thäddel wieder zu sich kam, lag er auf dem weichen Rasen an dem Ufer des Sees. Er fühlte sich ganz verändert: seine Figur war nicht mehr die des kleinen Tausendsasa, sondern eines ganz ansehnlichen Mannes, seine früher so kleinen und dürren Beinchen waren ganz wohlgeformt; und als er sich in dem Spiegel des Sees besah, so glaubte er, es sehe ein ganz fremder Mensch aus demselben hervor, so sehr war er zu seinem Vortheile verändert.

Neben ihm lag ein vollständiger sehr geschmackvoller Anzug, und da er seine eigenen Kleidungsstücke

nicht finden konnte, die ihm zu seiner jetzigen Gestalt auch gar nicht gepaßt haben würden, so legte er diese an, und sie paßten ihm so gut, als ob er sie selbst angemessen, und mit seiner Scheere zugeschnitten hätte.

Kaum war er angekleidet, so sah er, wie aus dem Palaste einige Hofbeamten heraustraten, eine festlich geschmückte Gondel bestiegen, und sich herüberrudern ließen. Sie naheten sich ihm mit Anstand und Ehrerbietung, und luden ihn ein, mit ihnen hinüber zu fahren. Er bestieg ohne Umstände die Gondel, und fuhr mit ihnen hinüber. Dort wurde er an der Pforte des Palastes wieder von andern Hofbeamten bewillkommt und in den großen Saal eingeführt.

Hier saß eine wunderschöne Jungfrau auf einem Throne, und neben ihr auf einem gleichen Throne saß eine wohlgebildete Frau in mittlern Jahren, und war bekleidet mit dem Kleide, das Thäddel für die alte Winfriede gefertigt, und ihr am Eingange in den Park gegeben hatte. Er blieb geblendet und verwirrt nicht ferne vom Eingange stehen.

„Komm nur näher, mein Sohn!“ sagte die Frau. „Kennst du mich denn nicht mehr? Kennst du das Kleid nicht mehr, das du der alten Winfriede geschenkt hast? Die Zeit der Büßung ist für mich

nun vorüber, und das verdanke ich dir; denn ich habe in dir ein vertrauendes und dankbares Herz gefunden. Auch meine Tochter hat ihren Sinn von ihrer frühern Thorheit abgewendet, und wenn du es zufrieden bist, so soll sie deine Gemahlin werden."

Thäddel trat mit dem Anstande des Selbstvertrauens näher. Er sah die wundervolle Schönheit der Jungfrau, und erkannte, wie die Reinheit ihres Gemüthes eine Anmuth über ihr ganzes Wesen verbreitete, die ihre Schönheit noch überstrahlte. Sie erhob sich von ihrem Sitze, und wandte sich gegen ihn: „In meiner Thorheit habe ich meinen Vater einst tief gekränkt, indem ich erklärte, daß nur ein Schneider einst mein Gemahl werden sollte!" sagte sie. „Ich habe hundert Jahre dafür gebüßt, und bin von meiner Thorheit geheilt. Ich biete Euch, mein edler Prinz, diesen Verlobungsring." Sie bot ihm zugleich einen alterthümlichen Siegelring dar.

„Der Himmel bewahre!" rief Thäddel, „das war keine Thorheit. Es ist nun einmal Euer Schicksal, Ihr müßt einen Schneider zum Gemahl haben, und keinen Prinzen!" — „Wie?" fragte sie mit Bestürzung. „Ihr verschmäht diesen Ring, der Euch ein Königreich zubringen sollte?" — „Nein!" rief Thäddel. „So ist's nicht gemeint. Ich werde mein

Glück nicht von mir weisen; aber Ihr müßt nun einmal einen Schneider zum Gemahle haben. Ich bin ja Thäddel, der Schneider, genannt der Tausendsasa!"

„Kommt, meine Kinder," sprach die Königin. „Es ist Zeit, daß wir in Eure Königsstadt einziehen, damit ihr den Thron einnehmet, dessen ihr beide jetzt würdig seyd. Ich habe eure Ankunft durch den Riesen schon ankündigen lassen."

Sie zogen nun, begleitet von den Hofbeamten aus dem Palaste im Riesenparke und von den Hofdienern, durch den Park zurück. Als sie durch das eiserne Gitterthor kamen, fühlte sich Thäddel doch ganz anders gemuthet, als bei seinem Einzuge. An der Stelle aber, wo er seinen Fingerhut in die Erde gesteckt hatte, war neben dem Steinhaufen eine Pflanze aufgewachsen, und hatte einen hohen Stengel aufgetrieben, an dessen etwas vorwärts geneigter Seite eine dichte Aehre schöner Blumenglocken aufgeblüht war. Diese Blumen waren von rother Farbe; die einzelne Glocke glich einem großen Fingerhute, und selbst die Punkte, wo man die Nadel beim Nähen an den Fingerhüten einsetzt, waren, obgleich nur innen im Kelche der Blüthe, als dunkler rothe Purpurpunkte gezeichnet.

„Was ist das?" fragte Thäddel, als er die Blume

erblickte. „Das ist dein Fingerhut!“ versetzte die Königin. „Der König der Geister hat ihn nach meinem Wunsche in dieser Pflanze für die Erde verewigt. Sie soll deßhalb Fingerhut genannt werden, und ist überdieß ein heilkräftiges Kraut bei vielen Leiden der Menschen.“ Auf ihren Wink grub ein Diener die Pflanze aus, setzte sie in eine goldene Urne und trug sie mit sich.

In der Königsstadt herrschte Freude und Jubel bei ihrer Ankunft. Die Weisen und Richter waren ihnen bis an das Thor entgegen gezogen. Alles Volk hatte die wunderliche Trauer schon abgelegt, und jedermann zeigte sich öffentlich in den Kleidern, die sie bisher nur heimlich in ihren Häusern getragen hatten.

Das Vermählungsfest des königlichen Paares wurde mit großer Pracht gefeiert. Mehrere Wochen lang reichte eine Festlichkeit, eine Lustbarkeit der andern die Hand; die Armen wurden öffentlich gespeiset, und Jubel und Freude herrschte im ganzen Lande.

Am letzten Tage der Festlichkeiten umarmte aber die alte Königin ihre Tochter und ihren Eidam, und sprach: „Meine Laufbahn auf dieser Erde ist nun geschlossen. „Ich sehe euch glücklich und gehe mit der Ueberzeugung von dannen, daß auch euer Land durch euch beglückt wird. Ich kehre in das

unsichtbare Reich zurück, zu welchem der König der Geister mich wieder berufen hat.“ Nach diesen Worten verschwand sie, und ward nie wieder gesehen.

Das Land befand sich wohl unter der Herrschaft seines neuen Königes. Bald erwachte allenthalben wieder ein heiterer lebhafter Verkehr und weckte manche nützliche Thätigkeit, daß in kurzer Zeit auch der vorige Wohlstand wieder erblühete.

So glücklich sich Thäddel fühlte, so erwachte doch bald in seinem Herzen die Sehnsucht nach seinen Eltern, seinen Brüdern und insbesondere auch nach seinem Lehrherrn, dem Meister Mäckel. Er schickte deßwegen eine Gesandtschaft hin, und ließ sie zu sich einladen, indem er ihnen sagen ließ, wie er es für seine Pflicht halte, und sich eine Freude daraus mache, sie mit allem Nothwendigen und Angenehmen zu versehen, und ihnen die Liebe und Pflege, die sie ihm in seinen Jugendjahren bewiesen, nach besten Kräften zu vergelten. — Seine beiden Brüder waren nicht zu bewegen, ihr stilles Thal zu verlassen. Theils war es ein unvernünftiger Stolz, der ihnen verbot, von dem jüngern Bruder eine unverdiente Wohlthat anzunehmen, theils war es eine Schüchternheit, die ihnen den Aufenthalt in der Nähe eines Königes, obgleich derselbe ihr Bruder war, und an dem Hofe,

als etwas höchst Unangenehmes und als eine wahre Marter in ihrer Vorstellung erscheinen ließ. Da eben der reiche Müller gestorben war, ließ Thäddel seine Mühle kaufen, und schenkte sie seinen Brüdern. Dieses Geschenk gefiel ihnen doch so gut, daß sie es ohne Umstände annahmen.

Seinen Vater und seine Mutter empfing aber König Thäddel, obgleich sie nur gemeine Leute waren, doch mit aller kindlichen Liebe und Ehrerbietung. Der Vater und die Mutter wollten lange ihren Augen nicht trauen, als sie den wohlgewachsenen und anstandsvollen König sahen, und hörten, daß dieser Klein-Thäddel seyn sollte.

Er wies ihnen einen schönen Palast in seinem Königsgarten an, und verehrte sie, als ein guter Sohn, bis an ihr spätes Lebensende.

Der gute Meister Mäckel war aber als ein schwer kranker Mann angekommen. Er konnte sich die ersten Tage nicht der Freude des Wiedersehens überlassen. Der Leibarzt mußte seine Kunst an ihm versuchen. Dieser erklärte aber, der Kranke habe Wasser in der Brust, und sein Ende sei nicht mehr sehr ferne. Da fiel Thäddel plötzlich der Gedanke in die Seele, ob nicht die Pflanze, die aus seinem Fingerhut entstanden, ein Mittel gegen das Uebel des armen Mäckel seyn könne.

Die alte Königin hatte ihm ja vertraut, daß dieses Kraut ein wirksames Heilmittel enthalte. Auf sein dringendes Verlangen bereitete der Arzt eine Arzenei daraus, und siehe, diese bewährte sich so sehr an dem Kranken, daß sich sein Uebel in kurzer Zeit gänzlich verlor.

Er lebte noch lange Zeit, und Thäddel genoß die Freude, auch ihm die Liebe zu vergelten, die er ihm in seiner Lehrzeit erwiesen hatte.

VIII.

Kleinere

Mährchen, Fabeln

und

Parabeln.

[illegible] verstand, daß er [illegible] erhielte. [illegible] der [illegible] und [illegible] sich [illegible] in kurzer Zeit [illegible] werde.

Er lebte noch lange [illegible] gesund im [illegible] vergessen, [illegible] er ihm [illegible] haben.

1.

Das Wasserhuhn.

Eine Taube hatte ihr Nest auf einem hohen Baum gebaut, und brütete daselbst ihre Eyer aus. Sobald die Jungen aber flügge waren, kam immer ein Fuchs und drohte ihr, er werde hinauf kommen, und sie mit den Jungen aufzehren, wenn sie ihm dieselben nicht gutwillig gäbe. So brachte er sie immer dahin, daß sie ihm ihre Jungen selbst herab warf, damit nur sie selbst sicher seyn könnte.

Einst saß sie auf ihrem Neste, und brütete traurig auf ihren Eyern. Da kam ein Wasserhuhn, welches im nahen Schilfe sein Nest hatte,

und sich von dem Samen der Wasserpflanzen und allerlei Gewürm nährte. Dieses fragte die Taube, warum sie so traurig wäre, da sie doch ihre Jungen bei sich habe.

„Ach!“ antwortete die Taube, „was können mich meine Jungen freun? Sobald ich sie ausgebrütet habe, kommt ja immer der Fuchs, und „droht mir, bis ich sie ihm hinab werfe.“

Da sprach das Wasserhuhn: „Kennst du den „betrügerischen Fuchs noch nicht? Laß ihn nur „drohen so viel er will, und behalt deine Jungen. „Denn er kann doch sicher nicht auf deinen hohen „Baum zu deinem Neste. Laß dich nur nicht von „ihm schrecken.“

Das merkte sich die Taube, und als der Fuchs kam, und ihr wieder ihre Jungen abdrohen wollte, sagte sie ganz gelassen: „Ja, ja, wenn du Lust „hast, mich mit meinen Jungen zu fressen, so „komm nur herauf!“ Und so höhnte sie ihn lange. Endlich fragte er sie, wer ihr gerathen habe, es so zu machen. Die Taube sagte es ihm, und zeigte ihm auch die Wohnung des Wasserhuhns, das er gleich aufsuchte, und ein Gespräch mit ihm anhob. „Ei!“ fragte er, „du bist hier ja dem Winde und

„Wetter ausgesetzt. Wie machst du es denn, wenn „der Wind geht?“

„Wenn der Wind geht?“ sagte das Wasserhuhn. „Ei, kommt er von der rechten Seite, „so wende ich mein Haupt gegen die linke, kommt „er von der linken, so wende ich es gegen die rechte „Seite.“

„Das ist wohl gut,“ sagte der Fuchs, „aber „wie machst du's, wenn es von allen Seiten her „stürmt?“

„O, auch dann hat's keine Noth,“ antwortete das Wasserhuhn, „dann stecke ich meinen Kopf „unter den Flügel.“

Da hob der Fuchs an: „O, selig seyd ihr „Vögel vor allen andern Geschöpfen! ihr flieget „zwischen Himmel und Erde, und das so schnell, „wie andere Geschöpfe unmöglich laufen können. „Und dazu habt ihr noch die Gnade, daß ihr euere „Häupter zur Zeit des Sturmes unter den Fittigen verbergen könnt. Das dünkt mir aber beinahe unmöglich. Wie kannst du denn deinen Hals „so herum beugen? Wie machst du das wohl? „Zeige mir das doch einmal.“

Das Wasserhuhn wollte es jetzt dem Fuchse zeigen, und steckte seinen Kopf unter den Flügel. Diesen Augenblick hatte der Fuchs erwartet. Er erhaschte jetzt den unvorsichtigen Vogel, und verzehrte ihn, indem er sagte: „Andern hast du rathen können, dir selbst aber nicht!“

2.

Der Affe

Ein Mann war hinaus gegangen in den Wald, und spaltete da einen langen Baum der Länge nach in Scheiter. Da bekam er Durst und ging weg, um an einer Quelle des Waldes zu trinken; die Axt aber ließ er zurück bei dem Baume.

Ein Affe hatte ihm jedoch zugesehen von einem Baume herab; und als der Mann weg war, stieg er herunter, und wollt' es ihm nachmachen. Und er setzte sich auf den Baum, und führte etliche Streiche darauf, daß das Holz einen großen Spalt bekam. Aber sein Schwanz gerieth ihm in den

Spalt, und als er die Axt heraus zog, klemmte sich das Holz wieder zusammen, und hielt ihn so an seinem Schwanze gefangen.

Da schrie er laut vor großen Schmerzen, und der Mann sah ihn, und rief seine Freunde, daß sie kamen, und ihm helfen, den Affen gefangen zu nehmen.

So kam er durch seinen Vorwitz um seine Freiheit.

3.

Sokrates.

Sokrates, der Weise Griechenlands, hatte muthig gekämpft gegen die Feinde, und seine Landsleute freuten sich deß, und wollten ihm die Krone der Tapferkeit aufsetzen. Er wich aber aus, und weigerte sich, dieselbe anzunehmen. „Gebt diese Krone dem jungen Alkibiades," sprach er, „der auch unter den Tapfersten gestritten." Und man gab dem jungen Alkibiades die Krone."

„Warum nahmst du aber die Ehrenkrone nicht an?" warfen ihm seine Freunde vor, „da du sie doch verdientest?"

Sokrates aber setzte sich in die Mitte seiner Freunde und Kriegsgenossen, und belehrte sie durch ein Gleichniß:

„Am Tage der Schöpfung wurde von dem „schaffenden Geiste ein alter stämmiger Eichbaum „gepflanzt und ein zärterer junger; und der Gott „versprach, am Abende den von beiden zu trän„ken, der den Tag über am frischesten grüne. Und „die Bäume standen in den Gluthen der neuge„schaffenen Sonne, und freuten sich ihres Pflan„zenlebens, und grünten die Zeit des Tages über „mit glänzendem Laube, der alte Eichbaum, wie „die junge Eiche. Aber gegen den Abend war die „junge Eiche beinahe ermattet, denn ihre Wurzeln „waren noch nicht so tief gedrungen, und die Ober„fläche der Erde war ausgetrocknet von dem Son„nenschein, daß sie fürder nicht mehr Nahrung daraus „saugen konnte,“

„Aber die Sonne tauchte hinter die blauen „Berge, und es ward Abend; und der Gott sandte „den Pflanzenengel mit einer krystallenen Urne, voll „erfrischenden Thaues. Und der Engel goß ihn über „den stämmigen Eichbaum aus, denn in seinem „Grün war ein kräftigeres Leben den Tag über. „Darum tränkte ihn der Engel.“

„Aber der Eichbaum schüttelte sein Haupt, daß „der Thau auf die nachbarliche junge Eiche träufte „und sie erfrischte, daß sie den folgenden Tag wieder „von neuem frisch grünte, wie den ersten Tag. Aber „auch der alte Eichbaum stand da im vollen kräfti„gen Blätterschmucke, am zweiten Tag, wie am „ersten Tag."

„Er hatte der Erfrischung nicht bedürft, denn „seine Wurzeln waren schon tief gedrungen in den „Schooß der Erde; die junge Eiche aber hatte der „Erfrischung bedürft, um den Grund zu fassen. Da„rum hatte der alte Eichbaum gerne seinen Thau „auf die junge Eiche herabgeschüttelt."

4.

Die Elephanten und die Hasen.

Es war einmal eine große Dürre im Lande, daß schier alle Brunnen austrockneten, und alle Quellen versiegten. Da litten alle Thiere Mangel, besonders die Elephanten. Und sie sagten zu ihrem Könige, sie wollten andre Weide und Wasser suchen. Das war der König zufrieden; und sie wählten ein Paar von sich aus, daß sie auszögen, um Wasser und gute Weide zu suchen. Diese gingen aus, und fanden einen Ort, da war ein Brunnen, der hieß Brunnen des Monds, darum, weil der Mond sich besonders klar und schön darin spiegelte; weßhalb der Brunnen von allen Thieren für einen Lieblingsort des Mondes gehalten ward.

Als nun die Kundschafter heim kamen, sagten sie zu dem Könige und den übrigen Elephanten: „Kommt, folget uns, wir haben einen Ort gefun- „den, da ist ein Brunnen, der heißt Brunnen des „Monds, und sein Wasser ist besonders frisch und „wohlschmeckend."

Und der Elephantenkönig folgte ihnen, und sie zogen alle zu dem Brunnen des Mondes. Als sie aber dahin kamen, wohnten da die Hasen mit ihrem König; und wo die Elephanten gingen, traten sie mit ihren schweren Füßen die Höhlen der Hasen zusammen, und traten auch viele Hasen todt. Da liefen die Hasen zu ihrem Könige, und klagten's ihm, und begehrten von ihm, er solle das Unglück abwenden.

Und der Hasenkönig berief alle seine Räthe zusammen und sprach: „Ich gestehe, daß ich nicht die „Weisheit habe, mein Reich zu schützen gegen diese „großen Feinde. Rathet ihr mir, so gut ihr könnt. „Sollen wir wegziehen, aus diesem schönen Lande? „Das wäre doch auch Schade! Sollen wir förmlich „Krieg anfangen mit den starken Elephanten? Was „vermögen wir gegen sie?"

Da sprach einer der Räthe des Hasenkönigs: „Nicht also, mein König, laß uns nicht verzagen. „Freilich vermögen wir nichts gegen sie im Kriege;

„aber laß uns List brauchen, vielleicht bringen wir „sie dann wieder aus dem Lande. Herr, wenn du „mich zum Elephantenkönig schickest, so will ich das „Unheil wenden. Damit du aber erfährst, was ich „dort verhandle, so schicke einen von deinen getreue„sten Dienern mit mir."

Da antwortete ihm der König: „Ich habe kei„nen Argwohn auf dich, darum gehe hin zum König „der Elephanten, und sage ihm, was dir gut dünkt." Und er machte sich auf in einer Nacht, da der Mond in vollem Scheine stand, und ging hin zum Brunnen des Monds, und rief dem König der Elephanten, und stellte sich auf einen Hügel, und sprach zu ihm: „Der Mond schickt mich zu dir. „Rechne mirs nicht zu, was ich dir sagen werde. „Denn ich muß thun, was mir mein Herr gebeut."

Da sprach der König der Elephanten: „Wie „die Sonne die Königin des Tages und aller Könige „Königin ist, so ist der Mond der König der Nacht „und aller Könige König. Darum sprich, was mir „der Mond gebeut?" Und der Hase sagte: „Der „Mond läßt dir sagen, du begnügest dich nicht da„mit, zu sein der König der Elephanten, du seyst „auch gekommen zum Brunnen des Mondes, wo die „Hasen wohnen, und habest ihrer viele zertreten, „ihre Wohnungen zerstört, und ihr Futter gefressen;

„ja, ihr habet sogar gewagt, das Wasser in dem „Brunnen des Mondes mit euern Rüsseln trübe zu „machen. Nun gebeut er euch, daß ihr Solches „nicht mehr thuet, sonst will er euch die Augen „trübe machen, und euch verjagen. Darum hat mich „der Mond zu dir geschickt, daß ich dir dieses sage. „Und wenn du nicht glaubst, so gehe jetzt mit mir „zum Brunnen des Monds, da wirst du selbst seinen „Unwillen merken."

Als der Elephantenkönig das hörte, erschrack er, und ging mit dem Hasen. Und als er in das Wasser sah, so sah er darin das Bild des Mondes hell und ruhig abgespiegelt. Da sagte der Hase: „Strecke „einmal deinen Rüssel hinein, so wirst du merken „den Unwillen des Mondes." Und der Elephantenkönig streckte seinen Rüssel hinein, und wie er das Wasser berührte, so erzitterte es, und des Mondes Bild zitterte zugleich auf den bewegten Wellen. Darüber erschrack er und fragte: „Warum zürnet „der Mond? Weil ich mit meinem Rüssel das „Wasser berührte?"

„Du sagst wahr!" antwortete der Hase. Da bekam der Elephantenkönig noch größern Schrecken, und sprach: „Herr Mond, ich erkenne deinen Un„willen, ich will aber nicht mehr gegen dich sündigen,

„und will mit den Meinigen von hinnen ziehn.“ Und so räumte er das Land der Hasen.

Aber die Hasen freuten sich darüber, und rühmten den König; denn er hatte auf klugen Rath geachtet, wenn er sie gleich nicht selbst zu retten vermocht hatte.

5.

Der Fuchs und der Hahn.

In einer kalten Winternacht war ein hungeriger Fuchs nach Speise ausgegangen, und hörte einen Hahn krähen auf einem Baume bei einem Mayerhofe. Da dachte er den mit List zu fahen, denn auf den Baum konnte er nicht steigen. Und er stellte sich unter den Baum, und fragte: „Ei, „Hahn, wie magst du so schön singen in dieser kal„ten Winternacht?"

„Ich verkünde den Tag," antwortete der Hahn.

„Was, den Tag?" fragte der Fuchs verwundert, „es ist ja noch ganz finstre Nacht!"

„Ey," erwiederte der Hahn, „weißt du denn „nicht, daß wir Hahnen eine ganz besondere „Natur haben? Wir fühlen es schon zum voraus, „wenn der Tag nahe ist, und verkünden seine Nähe „dann."

„Das ist gar etwas Göttliches," rief der Fuchs, „das können nur Propheten! O Hahn, wie muß „ich dich bewundern und deinen Gesang!"

Nun krähete der Hahn zum andernmal. Da fing der Fuchs an zu tanzen.

Und der Hahn fragte ihn: „Warum tanzest du „denn?"

Der Fuchs antwortete: „Du singst ein fröh-„liches Lied, und ich tanze vor Freude; man soll „sich ja freuen mit den Fröhlichen. O Hahn, du „bist der Fürst der Vögel! du fliegst durch die Lüfte; „du singst so schön, wie kein Vogel außer dir; du „sagst gar künftige Dinge voraus; und ich sollte mich „nicht freuen, daß ich einen so weisen Propheten „habe kennen lernen? Wär' ich nur würdig, immer „um dich zu seyn! Du königlicher Vogel, du weiser „Prophet! Komm doch herunter, daß ich dich nur „einmal küsse; daß ich mich bei meinen Freunden „rühmen kann, ich habe das Haupt eines Propheten „geküßt!"

Und dem Hahn gefiel dieß Lob so wohl, daß er

sogleich vom Baum herab flog, und dem Schmeichler, dem Fuchse, sein Haupt darbot.

Aber der Fuchs faßte ihn mit seinen Pfoten, und rief spottend: „Nein, nein, du bist kein „weiser Prophet. Ich sehe, daß du nicht voraus „sehen kannst, sonst hättest du auch gemerkt, daß „ich dich nicht küssen wollte. Aber ich habe dich „dennoch freßlieb."

Und damit biß er ihm den Kopf vom Rumpfe, und verzehrte ihn.

6.

Die Goldfischlein.

Es wohnten drei Goldfischlein mit ihrer Mutter in einem steinigen Wasser; die Sträucher des Ufers beugten sich drüber her und das Plätzchen war immer schattig und kühl. Aber weiter unten glänzte die Sonne golden auf die Spiegelfläche des Baches. Und eines Tages sprachen die Fischlein zu ihrer Mutter: „Ey, Mutter! warum bleiben wir denn „immer hier, und gehen nie dort hinunter, wo „die Sonne so schön glänzt auf dem Wasser? „Vielleicht ist dort unten schöner, sandiger Boden. „Warum müssen wir uns immer hier unter den „Steinen verborgen halten, wo die Sonne nie

„her scheint? Dort unten muß es ja viel schöner „seyn!“

Da antwortete die Mutter der Goldfischlein: „Es ist nicht Alles, wie es scheint. Jener Platz „dort unten scheint lustig und gut; man kann sich „hübsch sonnen auf den kleinen Wellen, und auf „dem Grunde findet sich manches gute Würmlein. „Aber unter dem ausgehöhleten Uferrande wohnt auch „ein gefräßiger Fisch, vor dem kein kleinerer Fisch „sicher ist. Darum gehen wir nicht hinunter an den „schönen sonnigen Platz.“

Eines Tages ging die Mutter der Fischlein aus, um Speise zu suchen. Aber beim Fortgehen warnte sie noch ihre Kinder, und sprach: „Gehe mir „ja Keines hervor aus unsern Steinen, ehe ich „wieder bei euch bin, daß ihr nicht Schaden „nehmet.“

Und die Fischlein versprachens, recht folgsam zu seyn, und gar nicht hervor zu gucken.

Da die Mutter aber fort war, und eine Weile ausblieb, sprach das älteste der Fischlein: „Mütterchen bleibt so gar lange, und wir sollen im„mer da unten sitzen, hinter den schlammigen „Steinen. Was thut's denn, wenn wir ein biß-

„chen höher in's Wasser steigen? bei uns ist ja „kein gefräßiger Fisch, vor dem wir uns zu fürch= „ten hätten."

Aber die andern wollten nicht, und sprachen: „Was würde die Mutter sagen, wenn sie käme, „und uns oben anträfe?" „Ei," sprach das Fisch= lein dagegen, „Mutter ist weg! Mütterchen „sieht's nicht; und wenn sie kommt, so stecken „wir uns wieder hinter unsere Steine, ehe sie es „gewahr wird, daß wir oben waren." Und mit diesen Worten tauchte es hervor und schwamm auf der Fläche; und es war ihm wohl, und rief seinem jüngern Bruder und seinem Schwesterchen. Da stieg das Brüderchen auch aufwärts auf die Ober= fläche des Wassers; und sie spielten munter auf den krausen Wellchen. Das Schwesterchen der Gold= fischlein aber war folgsam, und blieb unten hinter den Steinen versteckt.

Wie aber die beiden Brüderchen so spielten, sahe das jüngste hinab, auf dem Strome, wo die Sonne sich spiegelte in dem Wasser; und sagte zu seinem ältern Brüderchen: „Sieh, wie sich dort „unten die Sonne so schön spiegelt!" Und das „ältere Goldfischlein sprach, „Jetzt ist's eins; „wir haben doch der Mutter Gebot übertreten,

„und sind hervor gegangen aus unsrer Wohnung; „laß uns lieber auch noch dort hinab gehen, nur „einen Augenblick! Der große Fisch wird uns nicht „grade sehen.“

Aber das jüngere Fischlein wollte nicht, und so schwamm das andere allein hinab, und spielte auf den goldschimmernden Wellen. Da schoß der große, gefräßige Fisch, ein Hecht, hervor, und verschluckte es.

Als nun die Mutter nach Hause kam, und ihr größeres Söhnlein nicht antraf, ward sie betrübt, und weinte um es, und gebot nochmals den beiden andern Goldfischchen, ja nicht hervorzugehen aus ihrer Steinhöhle.

Da sie aber einst wieder ausging, dachte das Goldfischlein, welches schon einmal mit dem andern auf der Oberfläche des Wassers war, es wolle sich wieder das Vergnügen machen, und auf den Wellen herum spielen. Da sprach es zu seinem Schwesterchen: „Komm, steig' mit mir auf die „Höhe des Wassers, und laß uns da herum schwimmen und spielen.“

Aber das Schwesterchen sagte: „Denkst du nicht mehr daran, wie der Hecht unser anderes

„Brüderchen gefressen hat, daß es nicht mehr heim „kam?" Das Brüderchen antwortete: „Ei, wir „gehen nicht gerade hinunter, wo der gräßliche „Fresser wohnt; wir bleiben hier oben." „Nein," versetzte das andere Goldfischlein, „ich gehe nicht. „Wenn auch der gefäßige Fisch nicht da wohnt, so „hat es doch unsere Mutter verboten."

Das Brüderchen aber hörte nicht, und stieg hinauf auf die Fläche des Wassers, und spielte herum; und indem es spielte, ward es ein gutes Würmchen gewahr, das im Wasser schwebte; und es schnappte darnach, und verschluckt es zusammt der Angel, an die es der listige Fischer gesteckt hatte. Und es wollte sich wieder los machen, 'aber der Fischer, der in dem Gebüsche stand, merkt' es, daß er etwas gefangen habe, zog seine Angel heraus, und nahm das Goldfischlein zu den andern, die er gefangen hatte.

Als aber die Mutter wieder nach Hause kam, sah sie von ferne schon den Fischer, und fürchtete gleich, er möchte eines ihrer Kleinen gefangen haben, und tauchte unter, und vernahm mit Trauern von dem übrig gebliebenen Goldfischlein, wie das Brüderchen hinauf geschwommen sey auf die Oberfläche des Wassers.

Aber ihr einziges Kindlein liebte sie nun dreifach so sehr, als sie es vorher geliebt hatte. Und sie zog mit ihm das Bächlein weiter hinauf, wo auch die Sonne hinein strahlte, und pflegte es mit doppelter Sorgfalt, weil sie wußte, daß es folgsam war, und die Sorge und Pflege schon in der Jugend durch Achtsamkeit und Gehorsam gegen seine Mutter belohnte.

7.

Der Affe und die Schildkröte.

Die Affen hatten einst einen König. Weil er aber alt und schwach wurde, jagten sie ihn aus ihrem Lande, und wählten sich einen andern. Der vertriebene König lief dahin und dorthin, bis er endlich an das Gestade des Meeres kam, wo viele Feigenbäume und andre gute Fruchtbäume standen. Er sah sich um in der Gegend, und beschloß da zu wohnen, denn es waren keine wilden Thiere da, und was er brauchte, wuchs im Ueberflusse. Darum stieg er gleich auf einen Feigenbaum, und fraß von den Früchten desselben. Wie er aber so darauf herumkletterte, fiel ihm einmal eine Feige

hinab, und eine Schildkröte schwamm herzu, und fraß sie. Da warf er noch etliche hinab, und die Schildkröte fraß sie alle auf, und rief ihm zu, und dankte ihm, und er sprach mit ihr, und so machten sie Freundschaft mit einander.

Der Affe warf der Schildkröte immer von seinen Früchten zu, und der Schildkröte gefiel das gute Leben so wohl, daß sie gar nicht mehr an ihr Haus und an ihr klein Töchterchen dachte, das sie zu Hause gelassen hatte. Das Schildkrötentöchterchen aber war ganz traurig, daß seine Mutter nicht mehr nach Hause kam, und klagte seine Noth einer andern Schildkröte, die in der Nähe wohnte.

„Sey nur ruhig," sagte die Nachbarin; „ich habe deine Mutter noch heute gesehn. Ich war von unserer Insel hinüber geschwommen ans feste Land, dort allerlei Gewürm zu suchen, da sah ich sie freundlich reden mit einem Affen. Der Affe ist Schuld d'ran, daß sie dich so vergißt. Freilich, der Affe könnte sie am Ende bereden, daß sie dich ganz verließe, darum mußt du machen, daß er aus dem Wege geschafft wird?"

„Ja, wie kann ich das?" fragte die junge Schildkröte. Aber die Nachbarin sagte: „Da

laß mich nur machen," und rieth ihr, sie solle nur eine Zeitlang wenig essen, und recht in der Sonnenhitze sich aufhalten, daß sie recht elend und abgezehrt aussehe, und solle sich nur recht krank stellen, wenn ihre Mutter käme; für's Andre wolle sie dann schon sorgen. Das that die junge Schildkröte auch, und wie sie endlich ein Paar Tage darauf ihre Mutter auf dem Wasser herschwimmen sah, rief sie schnell der Nachbarin, und legte sich in ihr Bettchen, und deckte sich bis über die Ohren zu, und stellte sich gar krank und matt.

Wie nun ihre Mutter hereinkam, und ihr Töchterchen so elend und abgezehrt da liegen sah, erschrack sie nicht wenig. „Liebes Kind, was fehlt dir? was machst du?" so fragte sie und weinte.

„Ja," sagte die Nachbarin, „eure Tochter ist sehr krank; es steht sehr gefährlich mit ihr. Und das Schlimmste bei der Sache ist, daß nur ein Mittel ihr helfen kann, und das kann man nicht kriegen in unsrer Gegend."

„Ach, was ist das für ein Mittel?" fragte die Mutter. „Ich will ja gern Alles anwenden es zu kriegen, und sollt' ich selbst hundert Mei-

len darum reisen. Sagt doch, was ist das für ein Mittel?"

„Ja," sagte die Nachbarin wieder, „das könnt ihr nicht kriegen. Eure Tochter kann nur gesund werden, wenn sie das Herz eines Affen frißt, sonst ist alle Hilfe vergeblich."

Da lief die Schildkrötenmutter hinaus, einen Affen zu suchen, und ihn mit List zu besiegen. Aber sie suchte den ganzen Tag, und fand keinen. Da es nun gegen Abend ging, kam ihr eine große Furcht an, sie möchte ihr liebes Töchterlein verlieren, und sie beschloß, lieber ihren guten Freund umzubringen. Wie aber? Sie fühlte sich zu schwach. Darum besann sie sich auf eine List, und schwamm hin zu ihm.

„Ey, Freundin, wo bleibst du denn so lange?" rief ihr der Affenkönig entgegen.

„Die Wahrheit zu gestehen," sagte sie, „ich schämte mich. Du hast mir schon so viele Freundschaft erwiesen, und ich dir gar nichts. Ich war deßhalb zu Hause, dort auf der Insel, und habe meiner Tochter aufgetragen, uns auf den Abend ein klein Gastmahl zuzurichten. Jetzt bin ich da, dich abzuholen."

Der Affenkönig wollte im Anfange nicht mitgehen. wie ihm aber die Schildkröte von Melonen und solchen Früchten erzählte, die es auf ihrer Insel gebe, ließ er sich doch überreden. „Wie komme ich aber hinüber? fragte er. „Ey," antwortete die Schildkröte, „du setzest dich auf meinen Rücken, und so bringe ich dich hinüber. Ich kann gut schwimmen, und auf meinem breiten Rücken ist Platz genug für dich."

Das gefiel ihm, er setzte sich auf den breiten hörnernen Rücken seiner Freundin, und zog seine Füße recht an sich, um nicht naß zu werden, und die Schildkröte segelte ab.

Wie sie aber unterwegs war, da bedachte sie erst recht, was sie thun wollte, und da fiel ihr erst ein, wie gottlos es sey, daß sie ihren treuen Freund, den Affen, so treuloser Weise ums Leben bringen wollte. Und wie sie so dachte, hielt sie im Schwimmen still.

Das gefiel dem Affenkönig nicht recht, und er fragte ganz ängstlich: „Was ist das? Warum hältst du inne? du wirst doch nichts Unrechtes im Sinn haben? Du bist mir schon den ganzen Abend so vorgekommen?" Aber die Schildkröte

konnte es jetzt nicht länger über's Herz bringen, und gestand ihm ihre Arglist, und daß ihre Tochter krank wäre, und nur durch ein Affenherz wieder hergestellt werden könnte.

„Das ist eine fatale Arzenei für dich!“ dachte der Affenkönig. Was wollte er aber jetzt machen? Er war einmal in ihrer Gewalt, und fürchtete, sie möchte ihm doch ihre Tochter vorziehen. Da bedacht' er sich schnell auf eine List, und sagte: „Was? ist es weiter nichts, als ein Affenherz? „O, warum hast du mir das auch nicht früher „gesagt? Dann hätte ich doch mein Herz mit mir „nehmen können, um deiner Tochter zu helfen.“

„Ei,“ sagte die Schildkröte verwundert, „hast du „denn dein Herz nicht bei dir?“

„Gott bewahre! nein!“ antwortete der Affenkönig. „Das liegt wohlverwahrt dort am Lande in „einem hohlen Feigenbaum.“

„Warum trägst du aber dein Herz nicht bei dir?“ fragte die Schildkröte.

„Ja,“ sagte der Affenkönig, „weißt du denn das nicht? Siehe, wir Affen haben ein gar zänki„sches und unverträgliches Herz. Darum ist es uns von „Natur vergönnt, daß wir es heraus nehmen können, „wenn wir mit guten Freunden zusammen seyn wollen. „Darum habe ich es auch heute zu Hause gelassen,

„um in deinem Hause keinen Streit anzufangen. — „Aber höre, wenn dir daran gelegen ist, so komm, „so holen wir's."

Die thörichte Schildkröte glaubte Alles, was er sagte, und erwiederte: „Ja, ja, das wollen wir!" „und kehrte um, und setzte ihn wieder an's Land.

Der Affenkönig aber war froh, daß er der Gefahr entronnen war, und schwang sich fröhlich auf seinen Baum. Da er aber nicht mehr herunter kommen wollte, rief ihm die Schildkröte zu: „Nun, „wo bleibst du so lange?"

Da lachte er sie aber tüchtig aus, weil sie so dumm war, und ihm geglaubt hatte; und die Schildkröte schwamm traurig heim, und blieb wieder zu Hause. Da ward auch ihr Töchterchen wieder gesund ohne das Affenherz.

8.

Luftschlösser.

In dem Lustwäldchen eines Königs wohnte ein armer gottesfürchtiger Mann, wie ein Einsiedler. Und der König schickte ihm alle Tage ein Brot und ein Fläschlein mit Honig. Das Brot aß er, aber den Honig sammelte er sich in einem irdenen Topfe, der über seiner Bettstätte hing.

Nun kam große Theurung in den Honig. Und als er eines Morgens sein Bette aufschüttelte, und den Honigtopf hängen sah, da fiel ihm ein, daß der Honig so theuer sey, und er beschloß bei sich, seinen kleinen Vorrath zu verkaufen. „Ich löse „dafür," sprach er zu sich, „wenigstens fünfzehn

„Gulden. Dafür kauf' ich mir etliche junge Schafe. „Die werfen mir des Jahrs etliche junge Lämmer, „und in zehn Jahren bekomme ich mehr, denn tau„send Stück Schafe. Davon verkaufe ich einen „Theil, und kaufe mir etliche Kühe, kaufe mir dann „Ochsen, und Aecker. Von den Kühen nehme ich „Milch, von den Schafen Wolle. Die Ochsen nehme „ich zum Feldbau, und ehe fünfzehn Jahre vorbei „sind, hab' ich großes Gut und Reichthum. Dann „nehm' ich mir ein tugendsam Weib; Gott bescheert „mir dann einen schönen, gottesfürchtigen Sohn, der „wird wachsen in der Lehre und Weisheit. — Wird „er aber nicht folgen, und auf meine Vermahnung „nicht hören, — — o! ich wollt' ihm über die Len„den schlagen mit meinem Stecken!" Indem nahm er seinen Stock, der neben seinem Bette stand, und wollte sich selber zeigen, wie er ihn schlagen würde, und schlug — und schlug — und traf seinen Honigtopf, daß er in Scherben herunterfuhr, und der Honig auf sein Bette träufelte.

So hatte er nichts mehr von seinen Anschlägen, als die Mühe, sein Bette zu reinigen.

9.

Der Schutzengel.

Im Gebirge lebte eine arme Wittwe, die von mancher Sorge für sich und ihren Knaben, Wilhelm, bedrängt ward. Aber der Knabe war ein guter, fröhlicher Knabe, sah fröhlich in den Tag hinein, und wußte wenig von der Noth seiner Mutter, denn die Mutter trug ihr Leiden stille und mit Geduld.

Und als der Knabe eines Abends heim kam, lag seine Mutter krank auf dem Bette. Da ward sein heiteres Auge trübe von Thränen, und er setzte sich zu ihr an ihr Bette, und faßte ihre Hand,

und drückte sie an sein Herz, und weinte. Und er blieb an ihrem Bette sitzen die ganze Nacht, und legte ihr oft ihr Kopfkissen zurecht, und holte ihr auch manchmal einen Trunk frisch Wasser, daß sie sich ihre lechzenden Lippen labe.

Aber die Nacht verging, und als der Morgen kam, war die Mutter noch nicht gesund, und fing an bitterlich zu weinen. Und der Knabe fragte: „Mutter, warum weinst du?"

Da sprach die Mutter: „Sonst, als ich noch „gesund war, konnte ich dir doch Morgens eine „Suppe kochen; ich wollte gern die Schmerzen lei- „den und sterben, aber daß du darunter leiden mußt, „das schmerzt mich am meisten."

Da konnt er sich nicht mehr halten, und lief hinaus, und kniete sich unter die Linde, die vor der Hausthüre stand, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und er weinte sehr und rief: „Ach, wenn Mutter stirbt, dann bin ich ja ganz „verlassen! Will ja gerne sterben, wenn nur Mut- „ter leben bleibt und nicht mehr weint, denn „Mutter ist so lieb und gut. Ach, Gott! Mut- „terchen ist krank, mach' doch Mutterchen wieder ge- „sund."

So betete das Kind. Da trat ihm ein feiner Knab' entgegen, mit blauen Augen und krausen Locken und goldglänzenden Flügeln. Und der fremde Knabe trug ein silbernes Körbchen, und rief ihm mit holdseliger Stimm' und sprach: „Komm, laß „uns Beeren pflücken für deine kranke Mutter, sie „wachsen gleich dort am Wäldchen."

Und Wilhelm ging mit dem fremden Knaben hin zum nahen Wäldchen, und sie pflückten in kurzer Zeit das Körbchen ganz voll der schönsten reifen Erdbeeren, ob es schon noch nicht um die Erdbeerenzeit war; und der fremde Knabe ließ ihm das Körbchen mit allen Erdbeeren, und sprach: „Bringe diese Beeren deiner Mutter," und verschwand.

Aber Wilhelm nahm das Körbchen und brachte es hinein, und seine Mutter verwunderte sich über die schönen frühgereiften Beeren, und aß davon und genaß zur selben Stunde von ihrer Krankheit, und herzte ihren Knaben.

Aber der Knabe war föhlich, daß seine Mutter genesen war, und hüpfte hinaus unter die Linde, und rief dem schönen Knaben, und dankete ihm mit Freudethränen. Und der feine Knabe

kam, und ward Wilhelms Schutzengel, weil er sein gutes Herz erkannt hatte, und leitete ihm sein Schicksal.

Und als Wilhelm heranwuchs, ward er ein fleißiger Jüngling, und sein Fleiß wurde gesegnet, und er unterstützete seine Mutter in ihrem Alter, und dankte Gott, daß er's konnte.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

XX VII, 86

Georg Konrad
Buchbindermeister
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grimm, Albert Ludwig,

Kindermährchen Mit Bildern v. Pocci

Frankfurt 1839

P.o.germ. 520 ud
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109703-9